Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Neuntes Bändchen.

Sittenbüchlein für Kinder.

In der Reihe die elfte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Erstes Abendgespräch.

Seite

I. Von den Pflichten gegen uns selbst, und zwar

1. In Ansehung unsers Körpers und dessen Gesundheit.......... 6

Diese wird erhalten:

a. durch Vorsichtigkeit.......... 7

b. durch Mäßigkeit.......... 10

c. durch Abhärtung und eine einfache Lebensart.......... 12

d. durch Arbeitsamkeit.......... 14

e. durch erlaubte Vergnügungen.......... 17

f. durch Reinlichkeit.......... 20

g. durch Behutsamkeit in Ansehung solcher Theile unsers Körpers, die sehr leicht und auf eine gefährliche Weise verletzt werden können.......... 21

2. In Ansehung unserer Seele.......... 25

deren Wohlsein befördert wird:

a. durch Erwerbung guter Kenntnisse.......... 26

Seite
1. durch Bücherfleiß.......................... 26
2. durch Aufmerksamkeit auf Alles, was im gemeinen Leben vorkommt........... 29
b. durch Vermeidung aller Laster............... 31
3. In Ansehung unsers äußerlichen Zustandes.... 37
Sparsamkeit und Erwerbsamkeit............... 38
a. im Gegensatz von Verschwendung und Nachlässigkeit.. 39
b. im Gegensatz von Geiz........................... 46

Zweites Abendgespräch.

II. Von den Pflichten gegen Andere.................. 51
1. Einleitung; von dem Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaften... 52
— der Könige, Fürsten u. s. w....................... 55
— der Gesetze.. 57
— der Obrigkeiten und Gerichte..................... 59
— der Soldaten.. 62
— der Abgaben.. 63
2. Pflichten gegen Obere.................................. 64
3. Pflichten gegen alle Menschen....................... 67
a. Gerechtigkeit überhaupt. Ebendas.
b. Vermeidung jeder Art von Gewaltthätigkeit 69
c. Vermeidung des Diebstahls........................ 72

Seite

d. Vermeidung der Betrügerei 75
e. Vermeidung der Falschheit und der Lügen 78
f. Vermeidung des vergeblichen und des falschen Schwörens 83
g. Ersetzung des unversehenen Schadens 84

Drittes Abendgespräch.

III. Von den Pflichten der Geselligkeit 89
1. Von der Dienstfertigkeit und dem gefälligen Wesen 92
2. Vom Neide 97
3. Vom Stolze und Hochmuthe 100
4. Von der Verleumdung, Spötterei und Tadelsucht 103
5. Von der Freundlichkeit, im Gegensatze des verdrießlichen Wesens 106
6. Vom Zorne 107
7. Von der Unversöhnlichkeit 109
8. Von der Schwatzhaftigkeit 113
9. Von der Undankbarkeit 117
IV. Von den Pflichten des häuslichen Lebens.
a. gegen Aeltern 122
b. gegen Lehrer 123
c. gegen Geschwister und Schulfreunde 124

Seite
d. gegen das Gesinde.......................... 125
V. Von den Pflichten gegen die Armen............... 126
VI. Von den Pflichten gegen die Thiere............. 136

Viertes Abendgespräch.

VII. Vom Gewissen.......................... 141
VIII. Von der Religion.......................... 149

Vor nicht gar langer Zeit, meine lieben Kinder, lebte ein recht verständiger Mann, der hieß Gottlieb Ehrenreich.

Alle, die ihn gekannt haben, können noch jetzt nicht ohne Rührung von ihm reden, denn er war ein gar guter und rechtschaffner Mann, der sein größtes Vergnügen darin fand, andern Menschen wohlzuthun. Er hatte, von seiner Kindheit an, es sich zum Gesetze gemacht, keinen Tag vorbeigehen zu lassen, ohne etwas Gutes zu thun, worüber er sich des Abends freuen könnte. Dem Einen, der in Noth gerathen war, und nicht wußte, was er thun sollte, gab er guten Rath, weil er viele Einsichten und Erfahrung hatte; einem Andern, den der Mangel drückte, half er nicht allein durch milde Gaben, sondern auch vornehmlich dadurch aus, daß er ihm Gelegenheit verschaffte, seinen Unterhalt sich künftig selbst zu verdienen. Wo er einen Unglücklichen fand, es mochte ein Christ, ein Jude, oder ein Türke sein, da nahm er sich seiner nach Vermögen, und

zwar immer recht herzlich an, suchte ihn zu trösten und ihm zu helfen, so gut er konnte. Er ist ein Mensch, sagte er, und ich bin auch ein Mensch; das ist genug! Wurde in seiner Gegenwart von einem Abwesenden etwas Böses geredet, so vertheidigte er ihn, als wenns sein Bruder gewesen wäre. Er konnte nicht leiden, daß Einem Unrecht geschah. Fanden sich hingegen einmahl böse Leute, welche ihm selbst Unrecht thaten, so suchte er nie Böses mit Bösem zu vergelten, haßte auch seine Beleidiger nicht, sondern bedauerte nur ihren Unverstand. Sie wissen nicht, sagte er, was sie thun; und damit ließ er's gut sein. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, daß er seine eignen und seiner Nachbaren Kinder um sich her versammelte, und ihnen lehrte, wie sie gute und glückliche Menschen werden könnten. Man hat auch nachher gesehen, daß es allen denjenigen Kindern, welche seinen Unterricht annahmen und seinem väterlichen Rathe folgten, immer recht sehr wohl gegangen ist.

Einsmahls, da er schon siebzig Jahr alt war, saß er an einem stillen Sommerabend unter einer schattigen Linde, und dachte seinem vergangenen Leben nach. Seine Augen, die er oft dankbar gen Him=

mel richtete, funkelten vor Freude, indem er den köstlichen Gedanken dachte, daß er doch nicht vergebens auf der Welt gelebt habe; und bei der Erinnerung an manche gute That, die er in seinen verflossenen Tagen zu verrichten das Glück gehabt hatte, trat ihm eine süße Freudenthräne in die Augen. Denn, o ihr guten Kinder! glaubt es erfahrnen Tugendfreunden, bis ihr einst aus eigner Erfahrung es wissen werdet — sich edler Thaten bewußt zu sein, ist der Seligkeiten größte.

Indem er nun so da saß und dieser Seligkeit genoß, kam sein ehrlicher Nachbar, Andreas Gutwill, und ließ sich bei ihm nieder, um ein lehrreiches Gespräch mit ihm zu führen. »So lange ich euch nun kenne, lieber Nachbar,« sagte dieser zu ihm, indem er seine Hand auf die Hand des Greises legte, »habe ich euch noch niemahls recht mißvergnügt gesehen. Sagt mir doch, wie ihr es in aller Welt anfangt, daß ihr immer so ruhig seid, so in euch selbst vergnügt und so zufrieden? Das möchte ich um Alles gern von euch lernen.« — »Dazu kann Rath werden, wenn ihrs noch nicht wißt,« antwortete Ehrenreich, und sah ihm dabei freundlich in die Augen; »aber erst holt mir unsere Kleinen, eure und meine Kinder her, die da hinterm Garten ihr Spiel

treiben. Es ist mir immer so wohl, wenn sie um mich sind, und ich wünschte, daß sie es auch hörten, wie mans anfangen muß, um glücklich zu sein.«

Gutwill holte die Kleinen herbei. Sie hatten kaum gehört, daß Vater Ehrenreich mit ihnen plaudern wolle, als sie all ihr Spielzeug dahin warfen, in vollen Sprüngen herbeieilten, und sich dem freundlichen Greise an Hals und Arme hingen. Da redete er sie mit folgenden Worten an:

Erstes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen uns selbst.

Kinder, Nachbar Gutwill wünscht von mir zu wissen, wie ichs angefangen habe, daß ich mein ganzes Leben hindurch, bis auf diese Stunde, fast immer vergnügt, wenigstens immer zufrieden mit mir und meinem Schicksale gewesen bin. Hättet ihr etwa Lust, das auch von mir zu hören? — »Ach ja, lieber Vater, ach ja!« riefen Alle, wie mit Einem Munde, indem sie freudig hüpften. Und der Alte fuhr fort:

Ich werde nun wol nicht mehr lange leben, ihr guten Kinder; und wenn ich auch noch lange lebte, so werde ich doch nicht immer bei euch sein; denn ihr selbst werdet nicht immer hier bleiben können. In einigen Jahren kommt ihr vielleicht, der Eine dahin, der Andere dorthin. Da werdet ihr euch denn selbst überlassen sein, und wäret ihr dann nicht klug und keine gute Menschen, so würdet ihr euch gewiß selbst unglücklich machen; entweder krank oder arm, oder bei euren Nebenmenschen verhaßt, und in jedem Falle mißvergnügt sein. Und was nützte dann euch Alles auf der Welt?

Ihr wißt, wie lieb ich euch habe. Wenn ich nun stürbe und sähe voraus, daß ihr einmahl euch selbst unglücklich machen würdet, liebe Kinder, ich würde auf meinem Todtenbette mich nicht trösten lassen. (Die Kinder konnten bei diesen Worten sich des Weinens nicht enthalten.) Doch ich weiß, ihr werdet aus Vorsatz euren alten Vater nicht so betrüben wollen; aber damit ihr es auch nicht etwa aus Unwissenheit thun möget, so will ich euch jetzt Alles sagen, was euch, wie ich glaube, so klug und zu so guten Menschen, und eben deßwegen so zufrieden und glücklich machen kann, als es nur immer möglich ist.

So hört mir denn recht aufmerksam zu!

Nicht wahr, meine lieben Kinder, ihr seid schon Alle manchmahl krank gewesen? — Wart ihr wol gern krank? Hättet ihr nicht lieber gesund sein mögen? Wenn ihr krank waret, schmeckte euch kein Essen und kein Trinken; ihr mußtet den ganzen Tag im Bette oder doch im Zimmer bleiben; wenn eure kleinen Freunde unter den Linden umhersprangen und spielten, sich im Flusse badeten, oder sich sonst eine Lust machten, so war das Alles euch verwehrt. Ihr fühltet bald hier, bald da Schmerzen. Ihr konntet des Nachts nicht recht schlafen, und des Tages wußtet ihr vor Uebelsein nicht zu bleiben. Alles, was ihr sahet, oder hörtet, oder was man euch gab, das machte euch keine Freude mehr. Möchtet ihr wol noch einmahl krank sein?

O nein! nein! riefen die Kinder; es ist viel, viel besser, immer gesund zu sein!

Ihr habt Recht, fuhr der Alte fort. Aber jetzt wißt ihr kaum halb, was euch daran gelegen sein muß, recht gesund und stark zu sein. Ich habe in meinen jüngern Jahren einen guten Freund gehabt, der konnte Jedem, der's noch nicht wußte, durch sein Beispiel lehren, wie wahr das Sprüchwort ist:

Gesunder Mann, reicher Mann;
Kranker Mann, armer Mann!

Der arme Schelm mußte sich sechs Jahre lang mit einer Krankheit schleppen, die er in einem einzigen Augenblicke sich durch Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Ich will euch seine traurige Geschichte erzählen.

Er hatte eine Frau und fünf Kinder, die noch jünger waren, als ihr. Seine Umstände, ehe er krank wurde, waren sehr blühend, denn er war ein angesehener Kaufmann, der große Geschäfte machte. So lange er selbst seiner Handlung vorstand, schenkte man ihm überall Vertrauen, und Alles, was er vornahm, das gelang ihm. Allein von der Zeit an, da er anfing zu kränkeln, ging Alles rückwärts.

Er hatte einen Buchhalter, dem er nun das Meiste überlassen mußte. Der war aber zum Unglück ein böser Mensch; er versäumte nicht nur die Geschäfte seines Herrn, sondern bestahl ihn überdies, und betrog auch Andere unter dem Namen desselben. Diesem Bösewichte ist es nun freilich nachher in seinem ganzen Leben nicht wohl gegangen, denn kein Mensch wollte etwas mit ihm zu schaffen haben, weil man wußte, daß er seinen Herrn betrogen und bestohlen hatte; aber dieser wurde doch in den ersten

vier Jahren seiner Kränklichkeit dadurch so arm, daß er nach und nach Alles verkaufen und seinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereien seines Buchhalters eher bemerkt, oder hätte seine Frau, während seiner Krankheit, ein wachsames Auge auf Alles im Hause gehabt, so würde es so weit nicht mit ihm gekommen sein. Aber zum Unglück trauete er dem Menschen, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben; auch hinderte ihn die Krankheit, dem Nichtswürdigen auf die Finger zu sehen, und seine Frau war auch zu nachlässig.

Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeltlich sein Mögliches, um ihn zu retten; aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequält hatte, mußte er endlich — und zwar in Armuth und Elend — sterben. Und wißt ihr, wodurch er sich diese Krankheit zugezogen hatte? Er hatte einmahl, auf der Hochzeit eines seiner Freunde, sich recht heiß getanzt, und da ihm die Hitze beschwerlich fiel, so beging er die große Unvorsichtigkeit, sich die Weste aufzuknöpfen, ans Fenster zu treten, und ein Glas voll kaltes Wasser auszutrinken. Davon hatte er die Auszehrung bekommen, welche gemeiniglich unheilbar ist.

Da er sonst ein recht guter Mann war, so würde er sein Unglück mit Gelassenheit ertragen haben, und der Tod selbst würde ihm nicht schrecklich gewesen sein; aber weil er wußte, daß er alle seine Leiden sich durch seine eigne Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, so war er untröstbar darüber. Er fiel auf seinem Todtenbette immer in eine Art von Wahnsinn, so oft er daran dachte, daß er nun, seiner Unvorsichtigkeit wegen, vier unschuldige Kinder, die er liebte, und die er hätte glücklich machen können, in einer so großen Armuth zurücklassen mußte, daß sie kaum ihre Leiber bedecken konnten.

Ich sagte, vier unschuldige Kinder; denn das fünfte hatte er während seiner Krankheit, ich weiß nicht recht mehr wie, verloren. Nachbar, wißt ihrs euch zu erinnern?

Ja wohl, versetzte Gutwill; das war ja der heißhungrige Fritz, dem seine gar zu große Gierigkeit das Leben kostete. Er hatte gebackenes Obst und Klöße so heiß und in solcher Menge hinuntergeschluckt, daß er den Geist darüber aufgeben mußte.

Recht, recht, sagte der alte Ehrenreich; jetzt erinnere ichs mich. Der arme Schlucker hatte vermuthlich niemahls den Spruch gehört:

Mäßigkeit giebt Kraft und Freuden;
Uebermaß gebiert nur Leiden.

Es war ein Jammer anzusehn, wie der unglückliche Junge sich winden und krümmen mußte, ehe er von der Welt kam. Sein armer Vater litt nicht wenig dabei, da er das aus seinem Krankenbette so mit ansehen mußte.

Noch mehr Kummer aber verursachte ihm das Schicksal seiner Frau, der Mutter dieses Kindes. Ich habe euch schon gesagt, daß sie nicht aufmerksam genug auf ihr Hauswesen war; und das kam daher, ihr lieben Kinder: weil sie, bei der Krankheit ihres Mannes, des Nachts nicht immer ihre Ruhe, und bei Tage nicht immer ihr ordentliches Essen haben konnte, so gerieth sie auf den thörichten Einfall, den Mangel an beiden durch hitzige Getränke ersetzen zu wollen. Anfangs nahm sie freilich nur ein Weniges zu sich; aber, wie es immer zu geschehen pflegt, ihre Begierde wuchs mit jedem Tage. Kurz, sie gewöhnte nach und nach sich das Trinken so sehr an, daß sie fast nicht mehr leben konnte, ohne halb berauscht zu sein. Dies trug nicht wenig zum Verderben der ganzen Familie bei. Die armen Kinder wurden ohne Aufsicht gelassen; der Buchhalter konnte nun vollends machen, was er wollte, weil ihm

Keiner mehr aufpaßte, und der unglückliche Vater kränkte sich darüber zu Tode. Endlich mußte sie selbst für ihr Vergehen büßen. Sie zog sich nämlich eine Lungenentzündung zu, an der sie jämmerlich starb. — Ich bin bei ihrem Tode zugegen gewesen, meine Kinder; aber ich kann euch nicht sagen, wie mir dabei zu Muthe war. Ich mag auch jetzt nicht daran denken; denn wenn ichs thäte, wenn ich mir die Verzweiflung der sterbenden Frau, den Jammer ihres Mannes, und das Winseln der armen unglücklichen Kinder wieder so recht lebhaft vorstellte, so würde ich nicht im Stande sein, weiter zu reden. Gott bewahre einen jeden Menschen vor einem solchen Ende!

Ihr seht, meine Lieben, welch großes Elend daraus entstehen kann, wenn man nicht seine Gesundheit, so viel möglich, in Acht zu nehmen sucht. Hütet euch also ja vor Allem, was euch krank machen kann, das heißt, lebt künftig, auch wenn ihr groß sein werdet, eben so, wie wir euch jetzt gewöhnen. Denn woher kommt es doch wol, daß ihr fast immer gesund und munter und lustig seid, und daß des Herrn Hofmarschalls Sohn, der kleine Junker P e t e r, fast immer kränkelt, und so blaß und traurig aussieht, als ein Missethäter, der Jahre

lang bei Wasser und Brot im Gefängnisse gesessen hat? Ich wills euch sagen.

Das kommt daher, weil ihr auf einem harten Lager und unter einer leichten Decke ruhet, er aber in weichen Federbetten schläft; weil ihr nur einfache Speisen, er hingegen lauter gekünstelte Sachen und Leckereien zu essen bekommt; weil ihr nur Milch und Wasser, er aber Thee, Kaffee, Bier und Wein trinkt; weil ihr alle Tage in den Garten oder ins Feld geht, um da zu arbeiten und euch dann umherzutummeln, was es auch für Wetter sein mag, er hingegen fast immer eingesperrt lebt, nur selten an die frische Luft kommt, vor jedem rauhen Lüftchen und vor jedem Regentropfen gehütet wird, und weil man ihn sich nicht anstrengen läßt; endlich weil ihr, wenn euch einmahl eine Kleinigkeit zustößt, euch nur durch frische Luft, Wasser, Bewegung und Fasten arzet, er aber gleich aus zwanzig Apothekerbüchsen Arzeneien verschlucken muß, die zwar wol die Krankheit vertreiben können, aber auch seinen Körper zugleich so empfindlich und schwächlich machen, daß er nachher nichts mehr ertragen kann.

Nun seht, Kinder, das Eine nennt man eine *natürliche*, das Andere eine *weichliche* Lebensart. Jene härtet uns ab; diese verzärtelt uns, und

macht uns schwach und elend. Jene lohnt uns mit Gesundheit und Munterkeit; diese führt uns Mißvergnügen, Schmerzen und Krankheiten zu.

Merkt euch hierüber das Sprüchlein:

Gesundheit, Stärke, Fröhlichkeit
Erlangt man nie bei Weichlichkeit.

Mit dieser weichlichen Lebensart, wovor ich euch nicht genug warnen kann, ist fast immer die leidige Trägheit oder Faulheit verbunden; und die kann schon allein einen Menschen ungesund und elend machen. Nicht wahr, wann ihr einmahl zu lange geschlafen habt, so geht ihr verdrossen an eure Arbeit, und wann ihr einmahl euch nicht hinlängliche Leibesbewegung gemacht habt, so schmeckt euch das Essen und das Trinken lange so gut nicht, als wenn ihr tüchtig umhergesprungen oder im Garten fleißig gewesen seid. Das ist dann schon der Anfang einer Kränklichkeit. Führet ihr nun fort, immer so lange zu schlafen, und immer so zu faulenzen, so würde diese Kränklichkeit von Tage zu Tage zunehmen. Ihr würdet immer verdrießlicher, und endlich zu allen Arbeiten, ja sogar zum Spielen, unlustig und untüchtig werden.

Es giebt aber zwei Arten von Arbeiten, liebe Kinder, welche beide gleich nützlich und nothwendig

sind. Einige nennt man Handarbeiten, weil man besonders die Hände dazu nöthig hat; andere werden Kopfarbeiten genannt, weil man sie mit dem Kopfe, oder vielmehr mit der Seele verrichtet. Der fleißige Schuster z. B., der euch eure Schuhe und Stiefel macht, verrichtet Handarbeit; der Lehrer hingegen, der darüber nachsinnt, wie er gute und glückliche Menschen aus euch ziehen möge, arbeitet mit dem Kopfe. Beide Arten von Arbeiten sind uns Menschen höchstnöthig, wenn wir an Seele und Leibe gesund bleiben wollen. Wir müssen etwas mit den Händen arbeiten, oder solche Arbeiten verrichten, wobei der Leib bewegt wird; sonst werden die Speisen, die wir genossen haben, nicht recht verdauet, und daraus entstehen allerlei Schwachheiten und Krankheiten. Wir müssen aber auch mit der Seele arbeiten, oder etwas Nützliches zu lernen suchen; sonst bleiben wir dumm, können zu nichts in der Welt gebraucht werden, und gerathen endlich in Armuth und Verachtung.

Ich habe einen Mann gekannt, dem es so gegangen ist. Dieser war von reichen Aeltern geboren, welche zuweilen die Thorheit begingen, ihrem Söhnchen zu sagen, daß sie viel, viel Geld für ihn gesammelt hätten, welches er haben solle, sobald er

nur erst groß geworden sei. Da dachte nun das Söhnchen, daß es nicht nöthig habe, wie andere Menschen zu arbeiten, oder etwas zu lernen, weil es künftig für sein Geld Alles kaufen könne. Es gewöhnte sich daher an, bis weit in den Tag hinein zu schlafen; dann verging die größte Zeit des Vormittags unter dem Anputzen, welches Alles von einem Bedienten geschah, so daß das junge Herrchen fast keinen Finger dabei zu rühren brauchte; dann wurde ein paar Stunden getafelt, dann gespielt, wieder gegessen und wieder bis an den hellen lichten Tag geschlafen. So ging ein Tag wie der andere hin.

Nun, was geschah? Da er ungefähr vier und zwanzig Jahr alt war, brach einmahl zur Nachtzeit plötzlich eine Feuersbrunst in seinem Hause aus, die so geschwind und heftig um sich griff, daß er kaum so viel Zeit behielt, im bloßen Schlafrocke aus dem Fenster zu springen. In weniger, als einer Stunde, war sein ganzes Vermögen in Asche verwandelt. Da stand er nun, arm und hülflos, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Da er nichts gelernt hatte, wodurch er sein Brot hätte verdienen können, und sich schämte, an dem Orte zu betteln, wo er vorher so prächtig gelebt hatte, so ging er aufs Land, und wollte sich bei einem Bauer

als Knecht gebrauchen lassen, um nur sein Leben zu erhalten. Allein, wenn er eine halbe Stunde gearbeitet hatte, oder nur in das nächste Dorf gehen sollte, so fiel er ohnmächtig nieder, und der Bauer sah bald, daß er ihn gar nicht gebrauchen könne, weil er viel zu schwach war. Denn er hatte zwar Hände und Füße, aber er konnte fast nichts damit machen. Endlich blieb ihm nichts weiter übrig, als sich an die Wege zu setzen, und sein Brot von den Vorübergehenden zu erbetteln. Spiegelt euch an seinem Beispiele, ihr Kinder! und merkt euch die Lehre:

Arbeit macht uns frohe Tage;
Trägheit wird uns bald zur Plage.
Ruft die Arbeit, frisch daran!
Fleiß und Kunst liebt Jedermann.

Und denke doch Keiner, daß das Arbeiten etwas Beschwerliches sei; denn wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat, so findet man so viel Vergnügen darin, daß man gar nicht mehr ohne Arbeit leben mag. Aber der Müßiggang, das ist eine beschwerliche Sache. Dabei hat man immer Langeweile, und ist immer verdrießlich und mürrisch. Und wenn wir dann gar nicht wissen, was wir thun sollen, so fallen wir gemeiniglich auf allerlei alberne

und unvernünftige Dinge, um uns die Zeit zu vertreiben.

Deßwegen heißt es mit Recht:

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Wir essen dann ohne Hunger, trinken ohne Durst, und machen uns durch allerlei Ausschweifungen krank und elend, meistens auch arm. Und dann hat kein Mensch mehr Mitleid mit uns; dann heißt es: der Müßiggänger könnte so reich sein, als wir, wenn er etwas hätte thun wollen! Er verdient nicht, daß wir ihm helfen. O Kinder, die Arbeit mag so sauer sein, als sie will, dies ist noch zehnmahl unerträglicher!

Ueberdas wird ja auch nicht verlangt, daß wir immer arbeiten sollen. Das würde unser Körper nicht aushalten. Nein, Kinder, wir müssen auch ausruhen, müssen uns auch zuweilen ein Vergnügen machen; das gehört mit zur Erhaltung unserer Gesundheit. Aber wir müssen unser Vergnügen erst durch vorhergehende Arbeit würzen.

Wie ist es so herrlich, nach Arbeit zu ruhn!

Erst legt es sein Eichen, dann gackert das Huhn.

Spielt also, und seid lustig, wenn eure Arbeit gethan ist; nur vermeidet alle diejenigen Ergetzlichkeiten, bei welchen eure Gesundheit, oder euer Leben

in Gefahr gerathen könnten. Ich habe es in meinem Leben oft gesehn, daß Kinder bei unvorsichtigem Spielen ihre Gesundheit, ja ihr Leben selbst einbüßten. Da war z. B. euer Pathe, Nachbar, das kleine Fränzchen, ein munterer, hübscher Junge; aber wie gings ihm? Da er einmahl mit seinem Bruder allein auf dem Hofe war, wollte er ein Spiel daraus machen, wer von Beiden wol auf der Einfassung des Brunnens herumreiten könnte. Kaum hatte er sich darauf zurecht gesetzt, so überfiel ihn, indem er in den Brunnen hinabsah, plötzlich ein Schwindel, und plump! da lag er unten im Wasser. Auf das Geschrei seines Bruders kamen zwar Leute herbeigelaufen, die ihn retten wollten, aber zu spät! Er war schon zu Grunde gegangen; und da man ihn endlich mit einem langen Haken wieder herausfischte, war er ohne Rettung todt.

Der kam doch noch schnell von der Welt, fiel hier der Nachbar Gutwill ein; aber des Kaufmanns Dieck Sohn, der wilde Ferdinand, der mußte für seine Unvorsichtigkeit noch schwerer büßen. Es besuchte eines Tages ein reisender Kaufmann den Vater desselben, und band sein Pferd draußen am Pfortenringe an. Kaum war er hin-

eingetreten, husch! war auch mein Ferdinand schon da, und wollte sich die Gelegenheit zu Nutze machen, einmahl auf einem Pferde zu sitzen. Weil es nahe an der Treppe stand, so war es ihm ein Leichtes, hinaufzuspringen. Aber das Pferd, welches keinen fremden Reiter leiden wollte, fühlte ihn nicht sobald auf seinem Rücken, als es hinten und vorn in die Höhe sprang, und so lange sprang, bis er herunterfiel. Im Fallen versetzte es ihm noch einen Hufschlag auf die Brust, daß er wol auf drei Schritte weit weg flog und dann für todt liegen blieb. Das klare Blut stürzte ihm aus Mund und Nase, und Alle hielten ihn für todt. Zwar kam er nach einiger Zeit wieder zu sich selbst; aber da ging seine Marter erst recht an. Der Schade, den er in der Brust gelitten hatte, war unheilbar; er mußte unter großen Schmerzen beständig Blut speien, und so lebte er noch vier Wochen, ehe er seinen Geist aufgeben konnte. Seit der Zeit habe ich es niemahls leiden können, daß Kinder sich mit Pferden etwas zu schaffen machen.

Ihr habt Recht, versetzte Ehrenreich; es pflegt auch selten ohne Unheil abzugehen. Pferde sind nur für solche Leute, welche sich aufs Reiten schon verstehen und sie zwingen können. Das merkt euch,

ihr Kinder! Ueberhaupt vermeidet alle Spiele, aus welchen etwas Böses entstehen kann. Es giebt ja so viel erlaubte, unschädliche Spiele, die wir euch nach und nach lehren werden; warum wolltet ihr gerade auf solche verfallen, wobei ihr euch oder euren Freunden schaden könnet?

Noch Ein Mittel muß ich euch sagen, das auch nicht wenig dazu beiträgt, uns gesund zu erhalten. Das ist die Reinlichkeit.

Reinlichkeit erhält den Leib,
Zieret Knaben, Mann und Weib!

Wenn ihr euch nicht fleißig waschet, so werden die Schweißlöcher eurer Haut nach und nach so von Unreinlichkeit verstopft, daß der Schweiß nicht recht mehr durchdringen kann, und daraus entstehen viele, recht schmerzliche Krankheiten. Wascht euch daher oft, wenigstens das Gesicht, die Hände, die Brust, und die Füße. Im Sommer badet euch täglich, aber, wohl gemerkt! nie ohne Aufsicht, und nie wenn ihr erhitzt seid, oder den Magen mit Speisen angefüllt habt. Denn in beiden Fällen ist das Baden schädlich. Es ist auch schädlich, wenn man gar zu lange im Wasser bleibt. Höchstens fünf, oder bei heißem Wetter zehn bis funfzehn Minuten, länger

muß das Bad nicht währen, sonst schwächt es, anstatt zu stärken.

Vergeßt auch ja nicht, euch des Morgens und nach jeder Mahlzeit den Mund mit kaltem Wasser auszuspülen und die Zähne wohl zu reinigen. Es ist nicht bloß garstig und für Andere unausstehlich, wenn Einer aus dem Munde riecht, sondern diese Unfläterei hat auch für Denjenigen, der sich ihrer schuldig macht, die traurigsten Folgen. Seine Zähne faulen an, und dann muß er die empfindlichsten Schmerzen leiden; die Fäulniß theilt sich dem Speichel, durch diesen dem Magen, und nachher allen Säften unsers Körpers mit; und daraus entstehen dann allerlei schmerzhafte und gefährliche Krankheiten.

Noch muß ich euch vor einer Sache warnen, wodurch schon viele Kinder und junge Leute, die Niemand darüber belehrt hatte, sich die schrecklichsten Krankheiten und einen frühen Tod zuzogen; und hier muß ich euch bitten, doch ja recht zu merken und zu behalten, was ich euch darüber sagen werde.

Einige Theile unsers Leibes, wie z. B. die Lippen, die Nase und die Brustwarzen, sind so außerordentlich zart gebaut, daß sie sehr leicht, und zwar auf eine gefährliche Weise, verletzt werden können.

Wenn man daran drückt, oder reibt, oder sonst auf eine unnöthige Weise sich etwas damit zu thun macht, so entsteht daraus der höchstgefährliche und traurige Schade, den man den Krebs nennt. Ihr werdet wol schon gehört haben, worin diese fürchterliche Krankheit besteht, und daß sie gemeiniglich unheilbar ist.

Zu diesen Theilen unsers Körpers, die so leicht auf eine höchstgefährliche Weise verletzt werden können, gehören ganz vornehmlich auch diejenigen, welche die Schamhaftigkeit vor allen Menschen, ja vor sich selbst, zu verbergen gebietet, und welche man daher die Schamtheile zu nennen pflegt. Kinder, ich bitte euch um eurer Glückseligkeit und um eures Lebens willen, diese Theile, ohne Noth, niemahls zu berühren, noch weniger daran zu reiben oder zu zerren, oder damit zu spielen. Ihr würdet über kurz oder lang die allerschrecklichsten Folgen davon erleben.

Ich habe junge Leute gekannt, die das nicht wußten, und sich deßwegen unaussprechlich unglücklich machten. Weil sie nie gehört hatten, was es mit diesen zarten Theilen auf sich habe, so hatten sie sich unverständigerweise angewöhnt, mit den Händen, oder auf sonst eine Weise daran zu reiben,

zu drücken, zu zerren oder zu kitzeln; und weil ihnen das anfangs Vergnügen machte, und sie nicht gleich etwas Schmerzhaftes danach empfanden, so fuhren die Unglücklichen von einem Tage zum andern damit fort. Aber was erfolgte? — Kinder, Gott ist mein Zeuge, daß ich euch die Wahrheit sage, so unbegreiflich euch die Sache auch jetzt noch klingen mag — einige davon zehrten ab, und wurden wie ein Schatten; andere bekamen Zuckungen oder das sogenannte schwere Gebrechen; einige wurden trübsinnig und melancholisch davon; andere verloren ihr Gedächtniß und ihren Mutterwitz, wurden einfältig und dumm, oft ganz verrückt; einige wurden mit Blindheit, andere mit andern schrecklichen Krankheiten und Leibesgebrechen dafür bestraft. Ihr schaudert? O ihr werdet euch noch mehr entsetzen, wann ihr erst ein wenig älter sein werdet, und man euch dann ein kleines Büchlein vorlesen wird, worin vor dieser höchstgefährlichen Sache gewarnt wird, und welches den Titel hat: Höchstnöthige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben, die schon zu einigem Nachdenken gekommen sind *). Da werdet ihr Geschichten

*) Man hat ein ähnliches Büchlein für die Töchter, und

hören, bei welchen euch die Haare zu Berge stehen werden; und da wird man euch denn auch belehren, wie das eigentlich zusammenhängt, und wie aus Etwas, das eine bloße unbedeutende Spielerei zu sein scheint, solche erschreckliche Folgen entstehen können.

Für jetzt glaubt mir auf mein Wort — und ihr wißt, daß ich euch immer die Wahrheit sage — daß nichts gefährlicher sei, als jene geheimen Theile unsers Körpers auf irgend eine Weise zu reizen, oder damit zu spielen. Haltet sie also nicht nur vor Jedermann, sondern auch vor euch selbst geheim, berührt sie nie ohne Noth, und geht ja äußerst behutsam und schamhaft damit um. Einst, wann ich schon im Grabe liege, werdet ihr mir für diesen Rath noch danken, und euch glücklich preisen, daß ihr ihn befolgt habt. Schreibt ihn daher durch folgenden wahren Spruch recht tief in euer Gedächtniß ein:

Schamhaft sein, und keusch und züchtig,
Macht verständig, stark und tüchtig.

Noch merkt euch folgende Lehren, die für die

---

dieses heißt: Höchstnöthige Belehrung und Warnung für junge Mädchen, zur frühen Bewahrung ihrer Unschuld.

Erhaltung der Gesundheit gleichfalls sehr wichtig sind.

Laßt oft frische Luft in euer Zimmer, und haltet darauf, daß eure Stube und Schlafkammer immer reinlich seien. Denn die verdorbene Luft in einer unreinen Stube ist ein recht gefährliches Gift. Eßt und trinket nichts, wovon verständige Menschen euch nicht gesagt haben, daß es gesund sei. Unter Demjenigen aber, was gesund ist, wählet, so oft euch die Wahl frei steht, allemahl das Einfachste und Natürlichste, und genießet desselben mit Mäßigkeit und Fröhlichkeit.

Und nun, Kinder, wißt ihr so ungefähr, wie ihr es anfangen müßt, daß ihr euren Körper nicht schlechter macht, als ihr ihn von der Natur empfangen habt. Aber das würde euch allein nicht glücklich machen können. Es kann Einer sehr gesund, und doch äußerst elend sein. Denn wisset, meine Lieben, daß in diesem unsern sichtbaren Körper ein unsichtbares Wesen wohnt, welches man unsere Seele nennt, und welches eigentlich Dasjenige ist, was in uns denkt und empfindet, sich freuet und betrübet, glücklich oder unglücklich ist. Wenn nun

euer Leib auch noch so gesund und stark wäre, eure Seele aber wäre schwach und ungesund, so würdet ihr dennoch höchstunglückliche Menschen sein. Ich muß euch also auch noch Dieses lehren, wie ihr eure Seelen gesund und wohl erhalten könnt. Gebt einmahl Acht, ob ihr mich auch recht verstehen werdet.

Die Gesundheit der Seele besteht darin, daß sie von vielen Dingen eine richtige Kenntniß hat, immer thätig und rein von allen Thorheiten und Lastern bleibt. Aber das ist euch wol noch zu hoch; ich will sehen ob ich es euch begreiflicher machen kann.

Ich sage: wenn die Seele sich wohlbefinden soll, so muß sie zuerst sich allerlei nützliche Einsichten zu verschaffen suchen und immer recht wirksam sein; das heißt, sie muß allerlei Sachen lernen, welche ihr und Andern künftig Vergnügen und Nutzen bringen können. Eine dumme Seele hat wenig Freude in der Welt; einer klugen, wohlunterrichteten Seele hingegen kann es nie an Gelegenheit sich zu ergetzen fehlen. Das könnte ich euch mit mehr als Einem lebendigen Beispiele beweisen.

Da ich noch auf der Schule war, hatte ich zwei Knaben zu meiner Stubengesellschaft, welche

leibliche Brüder waren. Aber ungleicher müssen wol niemahls zwei Brüder einander gewesen sein, als diese. Der Jüngste von Beiden war voller Wißbegierde, war immer aufmerksam in allen Schulstunden, wollte von allen Dingen, die er sah oder hörte, immer gern den Grund wissen, und vergaß oft Essen, Trinken und Spielen, wenn er Gelegenheit hatte, mit verständigen Leuten zu reden, von welchen er etwas Gutes lernen konnte. Der Aelteste hingegen war zum Lernen immer so träge, so unlustig! So lange die Schulstunden dauerten, gähnte er fast ohne Unterlaß, oder spielte unterm Tische, und gab niemahls Acht auf Das, was der Lehrer sagte. War die Schulstunde aus, so hatte er zu nichts Lust, als zu essen, zu trinken und umherzulaufen. Nun, was meint ihr wol, was aus Beiden geworden sei?

Karl, so hieß der Jüngste, wurde von Tage zu Tage klüger, beliebter und glücklicher; sein Bruder Jürgen hingegen wurde immer einfältiger, immer unausstehlicher, immer unglücklicher. Wenn wir ausgeführt wurden, fand der wißbegierige Karl überall hundert Dinge, welche ihm Vergnügen machten, weil er Alles genau untersuchte. Bald betrachtete er eine Blume, oder einen Baum, und erinnerte sich dabei, was uns der Lehrer von der Natur,

der Fortpflanzung und dem Wachsthume der Pflanzen und der Bäume gesagt hatte. Bald sah er den Himmel an, und freute sich, zu wissen, was Luft und Wolken sind, wie der Regen, der Thau, die Winde entstehen, und was Jedes für Nutzen schafft; bald setzte er sich unter einen schattigen Baum, und las uns eine angenehme Geschichte aus irgend einem Buche vor, welches er mitgenommen hatte. Jürgen hingegen ging seinen Gang immer mürrisch fort, und sah auf nichts, was um und neben ihm war, weil er von keiner Sache etwas gelernt hatte. Und weil er doch nicht ganz müßig bleiben konnte, so suchte er gemeiniglich Gelegenheit zu zanken, bis wir endlich, mit Erlaubniß der Lehrer, ihn ganz von unserer Gesellschaft ausschlossen, und nichts weiter mit ihm zu thun haben wollten. Und so sind Beide ihr ganzes Leben hindurch geblieben. Jürgen war zu nichts in der Welt zu gebrauchen, wußte sich mit nichts zu beschäftigen, war daher immer verdrießlich, und fiel sich und Andern zur Last. Karl hingegen wurde ein geschickter, feiner Mann, den man überall gern leiden mochte, weil er immer vergnügt war, und auch Andere zu vergnügen wußte. Jürgen murrete sich zu Tode, ehe er noch dreißig Jahr alt geworden war; Karl aber lebt noch bis auf

diese Stunde, und ist noch eben so munter, als ich, ungeachtet er wol zwei Jahre älter ist.

Ha! Nachbar, rief bei diesen Worten Gutwill aus, nun begreife ich schon zum Theil, woher es kommt, daß ich euch immer so vergnügt sehe! Das macht, ihr habt auch viel gelernt, und wißt daher euch mit mehren Dingen zu belustigen, als wir andern Menschen.

Weil ihr es denn so findet, mein Lieber, antwortete Ehrenreich, so muß ich freilich gestehen, daß ich nicht halb so viel Vergnügen in meinem Leben würde gehabt haben, wenn ich in der Jugend weniger gelernt hätte; und ich habe es daher sehr wahr gefunden, was mir mein Vater antwortete, als ich ihn einst fragte: wozu denn das Lernen nützlich sei? Da sagte er:

Kind, frage nicht: was hilfts, belehrt zu sein?
Bringt nicht ein urbar Feld mehr, als ein wüstes ein?

Aber das eigentliche Lernen macht es doch allein nicht aus. Wenn unsere Seele gesund und glücklich sein soll, so müssen wir sie auch gewöhnen, nicht bloß in der Schule, oder bei einem Buche, sondern überall, wo wir uns auch befinden mögen, aufmerksam zu sein auf Alles, was uns vorkommt; auf Alles, was wir sehen, hören, riechen,

schmecken oder fühlen; auf alle Dinge und Geschäfte, die in dem häuslichen Leben vorkommen; auf Alles, was die Handwerksleute und Künstler machen, und auf die Werkzeuge und Handgriffe, womit sie es machen; auf Alles, was wir in der Natur um uns her, im Garten, im Felde, auf Wiesen und in Wäldern, wahrnehmen; ganz besonders aber auf das Betragen, die Worte und die Handlungen anderer Menschen. Es ist unglaublich, liebe Kinder, wie sehr die Seele dadurch gewinnt an Verstande, Klugheit und Einsicht, und wie geschickt der Mensch dadurch wird, sich selbst und Andern zu helfen und zu rathen in allerlei Verlegenheit. Man erlangt auf diesem Wege Das, was wir gesunden Menschenverstand nennen, d. h. man erwirbt sich dadurch richtige Begriffe von den Dingen in der Welt, und kann nachher richtig darüber urtheilen: eine höchstschätzbare Eigenschaft an einem Menschen, die noch viel mehr werth ist, als alle Gelehrsamkeit.

Um euch diese Vollkommenheit zu erwerben, müßt ihr nichts gedankenlos ansehen oder anhören, sondern euren Verstand, wie eure Augen und Ohren und die übrigen Sinne, immer offen haben. Bei jeder neuen Sache, die euch vorkommt, müßt ihr still stehen und fragen: was ist das? Woher kommt

das? Wie entsteht das? Wozu nützt das? Kann ich das wohl nachmachen? u. s. w. Bei jedem Urtheile, das andere Leute in eurer Gegenwart fällen, müßt ihr denken: verhält sich das auch wirklich so, oder sollte es nicht ein Irrthum sein? Bei Allem, was ihr andere Leute, besonders solche, welche älter und verständiger sind, als ihr, machen oder vornehmen seht, müßt ihr immer fragen: wie machen sie das, und warum machen sie es so und nicht anders? Warum betragen sie sich hier so, und nicht auf eine andere Weise? Alles, was euch vorzüglich merkwürdig zu sein scheint, oder wovon man euch sagt, daß es vorzüglich merkwürdig sei, das müßt ihr kurz in euer Gedächtnißbuch eintragen, um es nicht wieder zu vergessen. — Seht, Kinder, das ist das Mittel, wodurch man sich von vielen nützlichen Dingen eine richtige Kenntniß erwirbt, und wodurch man die Gesundheit und das Wachsthum aller seiner Seelenkräfte befördert! Merkt euch, um diese Lehre nie zu vergessen, den Spruch:

Hab' Ohr und Auge stets gespannt,
Merk' Alles um dich her — so wächst dir der Verstand!

Aber dies ist nicht das einzige Mittel. Wenn unsere Seele gesund sein und sich wohl befinden soll,

so müssen wir sie auch rein und unbefleckt von allen Lastern zu erhalten suchen.

Laster, ihr lieben Kinder, nennt man alles Dasjenige, wodurch wir uns selbst oder andern Menschen wissentlich Schaden zufügen. Der Ungehorsam z. B. ist ein Laster, weil wir uns selbst am meisten schaden, wenn wir unsern Vorgesetzten nicht gehorsam sind. Dann thun wir nicht nur, was uns schädlich ist, sondern man hört auch auf, uns zu lieben; und wenn ein Kind von seinen Aeltern oder Lehrern nicht mehr geliebt wird, so ist es wirklich schlimm daran. Das Zanken, Schimpfen oder Schlagen ist auch ein Laster, weil wir uns und Andern Mißvergnügen dadurch machen; Andern, weil Niemand gern mit sich zanken, sich schimpfen oder schlagen läßt; uns selbst aber, weil wir uns allerlei Verdruß dadurch zuziehen, und machen, daß nachher Niemand gern mit uns umgehen will. Versteht ihr nun, was Laster sei? »O ja, lieber Vater!« rief der älteste Knabe; »nun verstehen wir es wol: Laster ist Dasjenige, wodurch wir uns oder andern Menschen wissentlich Schaden thun.«

Recht, mein Lieber; du hast wohl Acht gegeben. Und wißt ihr nun, wie man das Gegentheil vom

Laster nennt? Ich meine ein solches Betragen, wodurch wir uns und andere Menschen zufriedener und glücklicher machen. Das nennt man Tugend.

Nun, Kinder, müßt ihr mir, als einem alten Manne, der viel erfahren hat, auf mein Wort glauben, daß jede lasterhafte Handlung unsere Seele krank und elend, jede tugendhafte Handlung hingegen sie gesund, stark und fröhlich macht.

Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke.

Zum Theil könnt ihr das nun schon aus eurer eigenen Erfahrung wissen. Denn, nicht wahr, wenn ihr einmahl Etwas thatet, was wir euch verboten hatten, so war euch gleich nicht so wohl zu Muthe, als wenn ihr etwas Gutes gethan hattet? Das war dann schon ein Zeichen, daß eure Seele in dem Augenblicke anfing, nicht recht gesund mehr zu sein. Führet ihr nun fort, Böses zu thun, so würde das Uebel immer ärger werden; ihr würdet von Tage zu Tage immer unzufriedener mit euch selbst und mit eurem Zustande werden, und tausend Dinge, die euch jetzt Vergnügen machen, würden aufhören, angenehm für euch zu sein.

Denn es verhält sich mit diesen Seelenkrankheiten gerade eben so, wie mit den Krankheiten unsers Leibes. Das Uebel ist in beiden Fällen nicht

auf einmahl da, sondern es wächst langsam an, und wird erst nach und nach empfunden. Wenn wir z. B. etwas Ungesundes gegessen haben, so empfinden wir anfangs noch gar keinen Schmerz davon. Nach einigen Stunden aber, vielleicht auch erst am folgenden Tage, stellen sich Bauchgrimmen und Kopfweh ein. Wendeten wir alsdann nicht sogleich die rechten Mittel an, um dem Uebel zu steuern, oder begingen wir gar die Thorheit, von der ungesunden Speise von neuen zu essen, so würde es immer schlimmer mit uns werden, bis die Krankheit endlich ganz unheilbar würde. Eben so geht es dem Menschen, der etwas Böses verübt. Anfangs spürt er vielleicht wenig oder gar kein Mißvergnügen darüber in seiner Seele. Bereuet er aber seine That nicht alsobald, und zwar von ganzem Herzen; oder ist er gar so unverständig, dieselbe böse That noch einmahl zu begehen: so erfolgt wahrlich über kurz oder lang großes Mißvergnügen für ihn, und die Heilung seiner ungesunden Seele wird immer schwerer und mißlicher.

Wenn z. B. Jemand unter euch, welches Gott verhüten wolle, einmahl neidisch würde über seinen Bruder, weil diesem etwas Gutes widerführe, dessen er und die Andern entbehren müßten; oder

wenn Einem unter euch von einem Andern etwas zuwider geschähe, und er darüber in Zorn geriethe: so würde er schon in dem Augenblicke, da er neidisch oder zornig zu werden anfinge, nicht recht vergnügt mehr sein. Wenn er indeß sein Unrecht sogleich erkennte, seinen Bruder um Vergebung bäte, und sich künftig hütete, in ebendieselbe Schwachheit wieder zu verfallen: so würde der Schaden seiner Seele noch zu heilen sein. Aber wenn er, bei jeder ähnlichen Gelegenheit, wieder von neuen neidisch oder zornig zu werden fortführe, so kann ich euch mit Gewißheit sagen, er würde lebenslang ein unglücklicher Mensch sein.

Nehmt daher ja, so oft eine neidische oder zornige Empfindung sich in euer Herz schleichen will, alle eure Seelenkräfte zusammen, und sprecht zu der garstigen Empfindung:

Fort, Neid und Zorn! Fort, fort aus meinem Herzen!
Ich leid' euch nicht darin, denn ihr erzeugt nur Schmerzen.

Ich weiß nicht, ob ich euch schon einmahl die Geschichte von Kain erzählt habe. Wie ging es dem? Er war auf seinen guten Bruder Abel böse geworden, weil der liebe Gott und seine Aeltern diesen, seiner Tugend wegen, vorzüglich lieb gewonnen hatten. Von der Zeit an konnte Kain

fast keine vergnügte Stunde mehr auf Erden haben. Immer stand ihm das Glück seines Bruders vor Augen, immer ärgerte er sich darüber, immer suchte er Gelegenheit, mit ihm zu zanken, ungeachtet ihm Abel niemahls etwas zu Leide that. Nun, was folgte am Ende daraus? Da der Zorn ihn einmahl völlig wahnsinnig gemacht hatte, schlug er seinen armen unschuldigen Bruder mit einer Keule todt, und mußte nachher, als ein verabscheuungswürdiger Bösewicht, in der weiten Welt allein umherirren. Hätte ihm damahls, als er zuerst auf seinen Bruder böse wurde, Jemand vorausgesagt, daß es einmahl so weit mit ihm kommen werde, er würde es sicher nicht geglaubt haben. Aber so geht es immer, ihr lieben Kinder, wenn man dem Laster nicht gleich anfangs widersteht. Wehe uns, wenn es in unsern Herzen erst Wurzel geschlagen hat! Dann gute Nacht, Besserung! Gute Nacht, Glückseligkeit! So wie ein Schneeball, der sich von einem Berge herabwälzt, immer größer wird, und immer schneller rollt, je weiter er herabläuft, so werden auch unsere bösen Begierden, je öfter wir sie befriedigen, und je älter wir werden, immer stärker, immer unwiderstehlicher. Also noch einmahl, ihr guten Kinder, hütet euch vor jedem Anfange im Bö-

sen; oder habt ihr ja einmahl einen Fehltritt begangen, so hütet euch, ihn noch einmahl zu begehen; sonst ist eure Tugend, sonst ist eure Glückseligkeit in Gefahr, auf immer verloren zu gehn. O, daß ich euch das mit großen Buchstaben ins Herz schreiben könnte!

Der erste Schritt — er sei nun thöricht oder weise —
Entscheidet, Jüngling, oft des Lebens ganze Reise;
Dem ersten folgt der zweite, folgt der dritte nach,
Und bei dem Ziele harrt Belohnung oder Schmach.

Dadurch also, daß ihr auf Alles, was euch gelehrt wird, fleißig achtet; dadurch, daß ihr auf Alles merkt, was euch nur immer in die Sinne fällt; und vornehmlich dadurch, daß ihr euch vor allen Lastern sorgfältig hütet, werdet ihr die Gesundheit und das Wohl eurer Seele befördern.

Aber, Kinder, ihr habt auch einen Leib, der nicht allein gesund sein, sondern auch genährt und gepflegt zu werden verlangt. Ich glaube, euch nicht erst sagen zu dürfen, daß es traurig ist, hungern oder dursten zu müssen, oder keine Kleider, kein Bett, keine Wohnung zu haben. Woher bekommt ihr aber dies Alles? Jetzt, da ihr noch klein seid, sorgen eure Aeltern dafür; aber wenn diese nun einst todt sein werden, und auch sonst Niemand mehr für euch sorgen

wird, wo wollt ihr dann alles Dasjenige hernehmen, was euch zu eurem Unterhalte und zu eurem Vergnügen nöthig ist?

Ihr denkt vielleicht: unsere Aeltern werden uns so viel Geld hinterlassen, daß wir immer genug zu leben haben. Aber, Kinder, das ist eine sehr mißliche Hoffnung; denn wenn eure Aeltern auch noch so viel Geld hätten, so wißt ihr nun schon, wie leicht sie darum kommen können. Und gesetzt, daß sie euch die größten Schätze hinterließen, wie lange würde es dauern, wenn ihr nicht gelernt hättet diese, zu Rathe zu halten?

Das einzige sichere Mittel, sich vor Armuth zu verwahren, ist, daß man sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben, und das Erworbene sparsam zu gebrauchen lernt. Erwerbsamkeit und Sparsamkeit sind daher sehr nöthige Tugenden; denn wer nichts erwirbt und das Seinige nicht zu Rathe hält, der wird am Ende arm, und wäre er auch noch so reich gewesen. Durch seine eigne Schuld aber arm geworden zu sein, das ist ein großes Unglück.

Einer, der ohne sein Verschulden in Dürftigkeit gerathen ist, findet immer mitleidige Freunde, die sich seiner annehmen. Einer, der von armen Aeltern

geboren ist, weiß sich in seine Umstände zu schicken, weil er von Jugend auf daran gewöhnt wurde, und weil er gelernt hat, für Andere zu arbeiten: aber wenn man Etwas gehabt hat, oder haben könnte, und dann durch Faulheit, Verschwendung, unordentliche Lebensart und Nachlässigkeit arm wird, so ist man wirklich schlimm daran. Kein Mensch giebt Dem gern, der nicht zu betteln brauchte, wenn er gewollt hätte. Keiner nimmt einen solchen Menschen auch gern in seine Dienste, und wenn er noch so geschickt wäre; denn man denkt immer — und ich meine, mit Recht — wer in seinen eigenen Sachen nachlässig oder verschwenderisch gewesen ist, der wird es gewiß auch in fremden Sachen sein.

Wenn Einer, der arm geboren oder durch Unglücksfälle dürftig geworden, nur sonst ein kluger und guter Mensch ist, so wird er in manchem Falle höher geachtet, als der Reiche, der nicht so klug und nicht so gut ist. Man trauet ihm eher Etwas an, man fragt ihn um Rath, und sucht seine Freundschaft, weil man, so arm er auch ist, doch durch seine Ehrlichkeit und durch seine Vernunft Nutzen von ihm ziehen kann. Aber der Dürftige, der sich selbst arm gemacht hat, da er sein gutes Auskom-

men hätte haben können, der ist überall verachtet und verhaßt, weil er selbst Schuld daran ist, daß er nichts mehr hat, womit er andern Menschen nützen könnte, und nun vielmehr selbst Andern beschwerlich fallen muß. Man traut ihm nichts an, weil man weiß, wie schlecht er mit dem Seinigen gewirthschaftet hat. Man erwartet keinen guten Rath von ihm, weil er sich selbst so übel gerathen hat. Und da man ihn also zu nichts weiter gebrauchen kann, als wozu man ein Pferd oder einen Ochsen, die gesunde Glieder haben, auch gebraucht, so hält man ihn auch nicht viel besser. Seht, Kinder, so viel kommt darauf an, daß ihr Das, was ihr habt, zu Rathe haltet, und durch redliche Betriebsamkeit zu vermehren sucht. Merkt euch daher die Lehre:

Erwerbsamkeit und Sparsamkeit,
Die schützen uns vor Dürftigkeit;
Die füllen Küch' und Keller an,
Daß man den Armen speisen kann.

Ich will euch bei dieser Gelegenheit die Geschichte von einem sparsamen Knaben erzählen, der großes Glück machte, ungeachtet er von Haus aus keinen Heller gehabt hatte. In London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, das keine Aeltern mehr hatte,

zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn daher nur so im Hause umherlaufen. Und da machte er sich selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Kaufmanne wohl; denn er sah daraus, daß der Junge haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn lieb.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, daß er ihm erlauben möchte, eine davon aufzuziehn, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun futterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fremden Lande senden, um diese Waaren allda zu verkaufen. Da er nun eben hinging, um zu sehen, ob Alles ordentlich eingepackt sei, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf

dem Arme trug. Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch Etwas mitzuschicken, was du verhandeln könntest? Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wol, daß ich arm bin, und nichts, als diese Katze habe. Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und der Junge lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam dasselbe bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht werde. Da dieser erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fodern, und mit sich essen. Aber ungeachtet Speisen genug dawaren, so konnte man doch fast keinen Bissen davon genießen. Denn das ganze Zimmer wimmelte von Mäusen und Ratten, welche so dreist waren, daß sie scharenweise auf dem Tische umhersprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ungeachtet der König Demjenigen, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden Dieses hörten, sagten sie dem

Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her. Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erstaunliche Niederlage diese unter den Mäusen anrichtete! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören. Der König war darüber so froh, als wenn ihm Einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer besaß, so gab er für die Katze einen ganzen Sack voll Goldes hin. Das Schiff eilte nun zurück.

Wäre der Kaufmann, dem es gehörte, ein Betrüger gewesen, so würde er das Gold für sich behalten und dem armen Richard nichts davon gesagt haben. Aber er war ein grundehrlicher Mann. Kaum hatte er daher gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht hatte, so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß Alles ihm allein gehören solle. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen; und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Seht, Kinder, so machte Richard Whittington sein Glück durch frühzeitige Sparsamkeit. Denn

ungeachtet der Zufall das Meiste dabei that, so war doch die Sparsamkeit des Knaben die erste Ursache von Allem, was nachher erfolgte. Wäre er nicht haushälterisch gewesen, so würde er die Katze nicht zum Verkauf aufgefuttert haben; und hätte er sich durch seine Sparsamkeit nicht die Liebe des Herrn erworben, so würde dieser ihm nicht erlaubt haben, das Kätzchen für sich zu haben. Und dann würde der glückliche Zufall nicht erfolgt sein.

»Aber wie muß man es denn machen, wenn man sparsam sein und Etwas erwerben will?« fragte Hänschen, der jüngste Sohn des alten Ehrenreich.

Das will ich dir sagen, mein Kind, antwortete sein Vater. Sieh, Hänschen, da muß man sich viel Geschicklichkeit in allerlei nützlichen Arbeiten zu erwerben suchen, und sich so gewöhnen, daß man niemahls müßig sein kann. Dann muß man alle seine Sachen gehörig in Acht nehmen, sie zwar gebrauchen, wozu sie bestimmt sind, aber sich auch hüten, sie zu verderben, oder zu verlieren; endlich muß man in allen Dingen hübsch ordentlich sein, Jedes an seinen rechten Ort legen, nichts umkommen lassen, und niemahls Etwas kaufen, was man nicht nöthig hat. Dies ist das ganze Geheimniß.

Wenn ihr z. B. eure Kleider zwar anzieht, aber, so viel möglich, sie zu schonen sucht; wenn ihr in euren Büchern zwar fleißig leset, aber sie nicht beschmutzt oder zerreißet; wenn ihr Alles, was ihr gebraucht habt, wieder an seine Stelle leget, damit es nicht verloren gehe; und wenn ihr endlich euer Taschengeld nicht für Spielwerk oder Näschereien ausgebt, sondern hübsch zu Rathe haltet, bis eine Gelegenheit kommt, da ihr es für etwas wirklich Nützliches, oder zur Erreichung einer guten Absicht ausgeben könnt: so seid ihr sparsame Kinder. Und wenn ihr euch jetzt gewöhnt, Alles, was man euch aufgiebt, fleißig und gut zu machen, und euer Vergnügen in der Geschäftigkeit zu finden, so werdet ihr gewiß auch künftig erwerbsame und wohlhabende Leute werden, welches ein großes Glück ist. Denn da hat man nicht nur keine Nahrungssorgen, sondern man ist auch sicher, kein Betrüger zu werden, und immer so viel zu haben, als man andern Leuten zu geben schuldig ist. Man kann dann auch mildthätig sein, viele Hungrige speisen, viele Durstige tränken, viele Entblößte kleiden, wozu Andere, die sich nichts erworben haben, unvermögend sind. O es ist eine schöne Sache, durch Fleiß und Sparsamkeit mehr zu erwerben, als wir gebrauchen, um Denjeni-

gen, der weniger hat, als er gebraucht, mit unserm Ueberflusse auszuhelfen!

Aber denket ja nicht, daß die Sparsamkeit darin bestehe, daß man Alles, was man hat, aufhebt und verschließt, ohne für sich und andere Menschen Gebrauch davon zu machen. Nein, liebe Kinder, das ist der Geiz, ein häßliches Laster, welches Denjenigen, der davon angesteckt ist, nicht glücklich sein läßt. Denn der Geizige verliert nach und nach den Geschmack an allen unschuldigen Freuden; die ganze schöne Welt hat für ihn nichts Schönes, nichts Angenehmes mehr, als allein das Geld, welches er doch nicht zu gebrauchen Lust hat. Um dieses zu erwerben und zu sparen, entzieht er sich Vieles, was zur Gesundheit, zum Vergnügen und zur Wohlanständigkeit erfodert wird. Für das himmlische Vergnügen, welches wahre Freundschaft gewährt, hat er keinen Sinn. So wie er selbst Keinen liebt, so lieben ihn auch Andere nicht. Er dient keinem seiner Nebenmenschen, als wenn er Etwas dabei verdienen kann; und deßwegen dienen auch andere Menschen ihm nicht gern wieder. Daher kommt es denn zuweilen, daß der Geizige, gerade um seines Geizes willen, in Armuth und Elend geräth.

»Nun, das verstehe ich doch in der That selbst

nicht recht,« fiel hier der Nachbar Gutwill ein. »Wie kann der Geiz jemahls eine Ursache zur Armuth werden?«

Wie er das kann? Nun, ich muß mich wol erklären. Erinnert ihr euch nicht mehr an den ehemahligen Wechsler Veit, der da unten auf der breiten Straße wohnte? Doch, was wolltet ihr euch seiner nicht erinnern, da er erst seit fünf Jahren todt ist! Nun, war der in seinem Alter nicht so geizig, als man es nur sein kann? War er vorher, ehe er so geizig wurde, durch die Erbschaft von seiner Großmutter nicht einer der reichsten Männer der Stadt geworden? Und wurde er, dessen ungeachtet, nicht zuletzt als ein Bettler begraben? Woher kam denn das?

»Ich wüßte eben nicht, daß besondere Unglücksfälle Schuld daran gewesen wären.«

Ich auch nicht; wohl aber weiß ich, daß sein Geiz ihn arm gemacht hat. Um mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmahl zu gewinnen, ließ er sich zu gleicher Zeit in mannichfaltige große Handelsgeschäfte ein. Dazu hätte er drei oder vier Diener halten müssen; aber sein Geiz trieb ihn an, Alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwol nicht mehr, als für Einen Menschen ar-

beiten konnte, so mußte er Manches unordentlich machen, oder vernachlässigen, wovon er Schaden litt. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn, und so schlechte Kost, daß sie, aus Mangel an dem Nothwendigen, der Versuchung, ihn zu bestehlen, unterlagen. Selbst seinem Viehe — denn er trieb auch Landwirthschaft, ungeachtet dies mit seinen Handelsgeschäften nicht bestehen konnte — entzog er die nöthige Nahrung, und bürdete ihm gleichwol mehr Arbeit auf, als billig ist. Daher starb ihm denn auch ein Stück nach dem andern hin, oder wurde ihm unbrauchbar. Dann wollte er sich die Haare aus dem Kopfe reißen, und prügelte, ohne Ursache, Knecht und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit dann jedesmahl eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus und seine Wirthschaftsgebäude wurden baufällig. Mit wenigen Kosten hätte er sie wieder herstellen können; allein auch diese reueten ihn, und am Ende fielen sie ganz oder stückweise zusammen. Kam ein Nothleidender und flehte ihn um Hülfe an, so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm borgen, so glaubte er immer, daß es abgenützt würde, und verweigerte es, auch wenn es dem Andern noch so nöthig war. Deßwegen war ihm denn auch keine Seele gut, kein Mensch wollte ihm

wieder dienen, und wann er irgend Etwas von einem Andern nöthig hatte, so mußte er es allemahl dreifach bezahlen. Zuletzt wollte er Alles selbst machen, sogar seine Kleider, um keinen Schneiderlohn bezahlen zu dürfen: darüber versäumte er noch mehr seine wichtigern Geschäfte, und litt immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie recht satt gegessen; oft hatte er die ungesundesten Speisen genossen, weil sie ihm am wenigsten kosteten; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können, aber der Arzt und die Arzenei waren ihm zu theuer. Da er nach einer langen Krankheit, bei der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterließ er nichts, als einen schwächlichen Sohn, einige eingefallene Häuser, einige zerlumpte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalses. Nun, hatte ich nicht Recht, zu sagen, daß der Geiz ihn arm gemacht habe? Und ist es nicht wahr, was das Sprüchlein sagt:

Der Geizhals muß sich sehr kastein,
Und kann sich nie des Lebens freun;
Er darbt im größten Ueberfluß,
Und hat für saure Müh nur Sorgen und Verdruß.

Hütet euch also, ihr Kinder, auch vor diesem La-

ster. Gebt nicht mehr aus, als nöthig ist, aber auch nicht weniger. Verkürzet niemahls den Arbeitsleuten ihren wohlverdienten Lohn, und wann ihr einmahl selbst Bediente halten könnt, so gebet ihnen, so viel sie gebrauchen, um gesund zu bleiben, und nach ihrem Stande glücklich zu leben, damit sie nicht in Versuchung gerathen, euch zu bestehlen. Wendet auf euren eigenen Leib so viel, als nöthig ist, um ihn gesund und stark zu erhalten. Geizt auch nicht in Ansehung eines mäßigen und erlaubten Vergnügens für euch und eure Leute, noch an den Armen, wenn ihr in Stande seid, ihnen Gutes zu thun. Alles aber, was überflüssig ist, ist schädlich. Mehr Kleider und Hausgeräth, als ihr zu eurer Nothdurft, und der eingeführten Wohlanständigkeit gemäß, gebraucht; mehr Gesinde, als ihr nöthig habt; mehr Speisen, als der Mensch bedarf, um satt und vergnügt zu werden; mehr Vergnügungen, als erfodert werden, um sich zu neuen Arbeiten wieder geschickt zu machen: das Alles verzehrt nach und nach euer Vermögen, und muß über kurz oder lang euch nothwendig unglücklich machen.

Jetzt, ihr Lieben, da Alles um uns ruht, müssen auch wir unsern Körper durch sanften Schlaf erquicken, um zu unsern Geschäften auf morgen neue Kräfte

zu sammeln. Morgen, wann der Abendstern wieder am Himmel erscheint, will ich fortfahren, euch zu lehren, was ihr noch weiter zu thun habt, um gut und glücklich zu werden.

Da wünschten sie sich einander eine gute Nacht, und gingen froh zu Bette.

Zweites Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen Andere.

Die Sonne hatte am folgenden Tage noch nicht ganz ihren Lauf vollendet, als Gutwill mit seinen Kindern sich schon wieder unter der Linde einfand. Nicht lange, so erschien auch, von seinen eigenen Kindern begleitet, der alte Ehrenreich mit derjenigen heitern Miene, welche ihm eigen war, und welche man nicht sehen konnte, ohne selbst vergnügt zu werden.

Meine lieben Kinder, sagte er, indem er sich niedersetzte und eins nach dem andern umarmte, was ich euch gestern gesagt habe, würde beinahe hinreichend sein, euch glücklich zu machen, wenn ihr für

euch allein leben könntet. Aber die Welt ist für euch allein nicht gemacht. So gut, als ihr leben und glücklich sein wollt, so gut wollen es Andere auch. Diese andern Menschen aber, mit welchen ihr leben müßt, sind nicht immer gute und kluge Menschen; und wenn sie auch noch so gut und noch so klug wären, so sind sie doch immer Menschen, welche fehlen können, so wie ihr auch oft fehlt. Ihr müßt also lernen, wie ihr es anzufangen habt, daß ihr unter ihnen sicher, ruhig und glücklich lebt, und daß sie selbst begierig werden, zu eurem Glücke etwas beizutragen.

Für die Sicherheit ist nun wol so ziemlich gesorgt. Es war einmahl eine Zeit, Kinder, da es in diesem Stücke noch nicht so gut stand mit den Menschen, als jetzt. Das war die Zeit, da man von keiner ordentlichen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, von keinen Gesetzen, und von keiner Obrigkeit etwas wußte. Jeder lebte damahls, wie er wollte; Jeder suchte sich allein so glücklich zu machen, als er konnte. Keiner bekümmerte sich um den Andern; Keiner hatte dem Andern etwas zu befehlen. Jeder that, was ihm gefiel, und hatte sich vor keiner Strafe zu fürchten. — Das scheint euch, dem ersten Anblicke nach, wol gar ein glücklicher Zustand gewesen

zu sein? Aber wir wollen hören, wie es weiter ging.

Jeder also, wie ich sagte, dachte nur an sich, und Keiner ließ sich einfallen, einem Andern zu dienen oder zu helfen. Fiel einem von ungefähr ein Pferd in den Graben, oder blieb einem Andern der Wagen stecken, oder wurde ein Dritter krank unterweges: so gingen die andern Leute alle vorbei, und thaten, als wenn sie das gar nicht anginge. Wann nun Derjenige, dem dieses begegnet war, sah, daß einer von Denen, die ihn in Stiche gelassen hatten, auch einmahl in Noth gerieth, so wollte er ihm wieder nicht helfen, weil Jener ihm nicht geholfen hatte. Und so ließ immer der Eine den Andern in der Noth stecken.

Nun sind aber tausend Dinge in der Welt, die Ein Mensch allein nicht machen kann, und es entstehen tausend Fälle, wo Ein Mensch allein sich nicht zu rathen und zu helfen weiß. Ihr könnt euch z. B. nicht allein eure Häuser bauen, eure Kleider machen, eure Speisen bereiten, euch schützen, wann ein Stärkerer euch etwas zu Leide thun will, euer warten und euch helfen, wann ihr krank geworden seid. Da nun zu der Zeit Jeder bloß für sich sorgte, so war überall große Noth.

Dabei gab es nun noch überdies böse Menschen, die andern Leuten das Ihrige nahmen, wenn sie stärker waren. Drei oder Viere fielen über Einen her, jagten ihn aus seiner Hütte, raubten seine Güter, und lebten von Dem, was er in seinem sauern Schweiße erworben hatte. Indessen mußte er selbst darben, weil er allein so Vielen nicht widerstehen konnte. So lebten die armen Menschen in der ersten Zeit immer in Furcht, und nie sicher, daß nicht in dem nächsten Augenblick Einer kommen und sie aus dem Ihrigen vertreiben, oder sie wol gar todtschlagen möchte.

Endlich traten einige kluge und gute Menschen zusammen, und machten aus, daß sie sich untereinander beistehen wollten. Da aber der Eine so, der Andere anders dachte, so konnten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander, aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der Eine kam früh, der Andere spät; der griff an, der nicht. Die bösen Menschen hatten meist die Oberhand, und waren schon im Besitze ihres Raubes, ehe noch die Andern zusammengekommen waren, um ihnen zu wehren.

Da fielen die guten Menschen, welche sich verbunden hatten, einander beizustehn, endlich auf den Gedanken, daß sie Einen oder Einige unter sich er-

wählen, und diesen Alle gehorchen wollten, wenn sie zum Besten der Gesellschaft Etwas befehlen würden. Sie machten aus, daß Jeder diesen gewählten Anführern Etwas zum Unterhalte geben solle, damit sie für die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und überhaupt für das Glück der Gesellschaft sorgen möchten. Daher sind die Befehlshaber, die Fürsten, die Könige entstanden.

Die Anführer nun gaben fleißig Acht, wann böse Menschen den guten Etwas wegnehmen, oder zu Leide thun wollten. Sobald sie Etwas merkten, gaben sie ein Zeichen, und auf dieses Zeichen kamen Alle herbei und widerstanden dem Feinde. Kam Einer oder der Andere nicht, wenn er doch hätte kommen können, so stießen die Andern ihn aus der Gesellschaft. Denn, sagten sie, hätte der Feind dich angegriffen, so hätten wir Alle kommen müssen, weil wir es versprochen hatten, und weil wir glaubten, daß du auch uns zu Hülfe kommen würdest. Willst du nun nicht kommen und uns helfen, so wollen wir auch dir nicht beistehen.

Das dauerte nun so einige Zeit; aber man sah bald, daß es auch so noch nicht bleiben könne. Denn die erwählten Anführer waren selbst nicht alle gute Menschen, sondern Einige von ihnen waren und

wurden nach und nach herrschsüchtig, hart, grausam, habgierig und ungerecht. Sie befahlen und verordneten daher nicht immer Das, was der Gesellschaft, sondern vielmehr Das, was ihnen selbst nützlich war, begegneten dabei Denen, von welchen sie zu Anführern oder Fürsten angesetzt worden waren, mit Verachtung, Härte und Grausamkeit, und betrugen sich überhaupt so ungebührlich, daß es auf die Länge nicht mehr auszuhalten war.

Dazu kam noch Dieses: auch unter den guten Menschen selbst, die sich zu einer Gesellschaft verbunden und die Anführer gewählt hatten, entstanden nach und nach allerlei Mißverständnisse und Zänkereien, wodurch die Ruhe der Gesellschaft sehr gestört wurde. Bald glaubte der Eine von dem Andern beleidigt zu sein; bald beschuldigte ein Dritter den Vierten, daß er ihm nicht gebe, was sein sei, oder daß er ihm Etwas verderbt oder etwas Böses von ihm geredet habe. Da entstanden nun heftige Wortwechsel unter ihnen, die oft in Thätlichkeiten übergingen. Bald wollte man sich selbst Recht verschaffen, und suchte das Unrecht, welches man erlitten zu haben glaubte, an seinem Widersacher zu rächen; bald lief man hin zu einem der Anführer, und verlangte, daß dieser entscheiden solle, wer von ihnen Recht

und wer Unrecht habe. Aber dieser entschied dann oft nach Gunst und wie es ihn gelüstete, nicht nach Recht und Gerechtigkeit. Darüber lebte denn die Gesellschaft in großer Unruhe und Unzufriedenheit.

Endlich riefen die Klügsten das ganze Volk oder die ganze Gesellschaft zusammen, und stellten vor, daß es eher nicht vernünftig und gut bei ihnen hergehen könne, als bis sie Alle, nach gemeinschaftlicher Berathschlagung und Ueberlegung, festsetzen würden, wie es künftig solle gehalten werden; weil aber viele tausend Menschen nicht zugleich mit einander reden und sich berathschlagen könnten, so sollten sie diejenigen Männer, die sie für die vernünftigsten und rechtschaffensten hielten, unter sich auswählen, und diesen Vollmacht geben, in ihrer Aller Namen zu überlegen und zu beschließen, wie sie es künftig wollten gehalten wissen.

Das geschah nun; und die erwählten Stellvertreter des Volks machten zuvörderst Gesetze, d. i. Vorschriften, nach welchen künftig Jeder sich in seinem Thun und Lassen richten solle, damit Jeder wisse, was ihm zu thun erlaubt und nicht erlaubt sei. Eine sehr nützliche Einrichtung! Denn auch die besten Menschen können nicht Alles sehen, und was ihnen und der ganzen Gesellschaft gut ist.

hätte Jeder das Recht, darüber zu urtheilen: so denket selbst, was daraus werden würde? Der würde sagen: ja, es ist gut; Der: nein, es muß so sein; Der: nein, so muß es sein; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Denn, viele Köpfe, viele Sinne. Geht es euch nicht oft auch so bei euren Spielen? Der Eine sagt: wir wollen Das spielen; der Andere: nein! wir wollen Jenes spielen; der Eine: wir müssen es so machen; der Andere: nein, wir müssen es anders machen. Und wann ihr lange genug darüber gestritten habt, so ist endlich die Zeit zum Spielen vorbei, oder ihr habt euch getrennt, und Jeder spielt nun für sich, welches lange nicht so angenehm ist, als wenn ihr zusammen spielt. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn Jeder nur Das thun wollte, was er für gut hält. Es ist deßwegen klug gehandelt, daß ein für allemahl nach Regeln oder Gesetzen bestimmt wird, was gut und nicht gut, was recht und unrecht, was erlaubt und nicht erlaubt sein soll, und daß dann Alle sich danach richten müssen. Und das war nun geschehen.

Aber jetzt mußten auch Leute dasein, welche darauf zu sehen hätten, daß die Gesetze von Allen beobachtet würden, und die, wann Streitigkeiten unter

den Leuten entständen, nach diesen Gesetzen entschieden, wer Recht und wer Unrecht hätte. Dergleichen Personen wurden also auch in allen Oertern angesetzt, und sie erhielten Vollmacht, Diejenigen, welche die Gesetze übertreten würden, so zu bestrafen, wie es in den Gesetzen vorgeschrieben stand. Man nannte sie Richter oder Obrigkeiten.

Hiernächst bestimmten die Stellvertreter des Volks, ob es nur Ein oder mehre Oberhäupter haben wollte; worin die Macht und die Pflichten derselben bestehen sollten, und was das ganze Volk diesen seinen Oberhäuptern geben wollte, damit sie anständig leben könnten, und nicht durch Nahrungssorgen gehindert würden, für das allgemeine Wohl zu wachen. Diese Oberhäupter — Kaiser, Könige, Fürsten, Statthalter, oder wie man sie sonst nannte, — sollten dahin sehen, daß überall die Gesetze geehrt, Recht und Gerechtigkeit von den Obrigkeiten gehandhabet würden, und daß überhaupt Jeder, dem ein öffentliches Geschäft oder ein Dienst anvertraut wäre, seine Schuldigkeit thäte. Würde die Gesellschaft von andern Menschen feindselig angegriffen, so sollten sie an die Spitze des bewaffneten Volks treten, und es gegen den Feind anführen, um das gemeinschaftliche Vaterland zu schützen. Diese den Oberhäuptern auf-

getragene Gewalt und Pflicht nannte man die **vollziehende Macht** oder die **Regierung**. Und um der wichtigen Dienste willen, die sie der Gesellschaft dadurch leisteten, sollte nun auch Jedermann diese Oberhäupter vorzüglich ehren, und so oft sie im Namen der Gesetze Etwas befehlen oder verbieten würden, ihnen den strengsten Gehorsam leisten.

Da man nun aber nicht alle Gesetze, welche nöthig waren, auf einmahl machen konnte, auch gar wohl voraussah, daß in der Folge immer neue Fälle entstehen dürften, welche eine Abänderung der alten und eine Verfertigung neuer Gesetze erfodern würden; so setzten die Stellvertreter des Volks zugleich fest, wer, wann sie auseinander gegangen sein würden, den Auftrag haben solle, neue Gesetze zu mamachen und die alten, nach Beschaffenheit der Umstände, abzuändern. Einige Gesellschaften waren unvorsichtig genug, diese große Vollmacht — die **gesetzgebende Gewalt** — einem einzigen Menschen, ihrem Oberhaupte, anzuvertrauen, der doch, wenn er nur seinem eigenen Sinne folgte, so leicht irren, oder, wenn er ein böser Mensch war, das Recht, allen Andern Gesetze vorzuschreiben, so leicht zur Unterdrückung Aller mißbrauchen konnte. Andere Gesellschaften, welche vorsichtiger waren, verordneten,

daß von Zeit zu Zeit eine gewisse Anzahl von ihnen selbst, als Stellvertreter für Alle, zusammenkommen, und entweder mit Zuziehung des Oberhaupts, oder auch ohne desselben Mitwirkung, das Amt der Gesetzgebung verwalten sollten. Noch andere Gesellschaften glaubten ganz und gar kein Oberhaupt nöthig zu haben, und ließen die Gesetze durch ihre Stellvertreter nicht nur machen, sondern auch die Vollziehung derselben besorgen.

Diese Einrichtungen nun, welche jede Gesellschaft zu treffen für gut fand, nennt man ihre Verfassung.

Wenn nun andere Menschen, die sich zusammengerottet, und entweder noch gar keine, oder eine schlechte Verfassung hatten, die ihnen erlaubte, Ungerechtigkeiten zu begehen, eine von den wohleingerichteten Gesellschaften feindselig anfallen wollten, so mußten Alle, auf Befehl des Oberhaupts oder der Stellvertreter, sogleich mit ihren Waffen herbeieilen, um dem ungerechten Feinde Widerstand zu thun. Aber diese Einrichtung hatte doch auch noch ihre großen Unbequemlichkeiten. Oft mußte man, wenn man mitten im Arbeiten war, Alles stehen und liegen lassen, um dahin zu laufen, wo der Feind den Anfall drohete; oft wurde man ganz unvermuthet

überfallen, und da war dann Keiner in Bereitschaft, sich gegen den Feind zu stellen; oft, wenn sie auch frühzeitig genug zusammenkamen, wußten sie nicht, wie sie es angreifen sollten, um sich zu wehren, weil sie die Waffenkunst vorher nicht gehörig hatten üben können.

Hiezu kam noch Dieses. Wenn die Gesetze, die man gemacht hatte, von Allen geehrt und befolgt werden sollten, so mußten auch überall im ganzen Lande bewaffnete Leute sein, um die bösen Menschen dazu zu zwingen. Da mußten also immer viele von der Gesellschaft ihre Arbeiten liegen lassen, um mit den Waffen in der Hand die Guten zu beschützen und die Gesetze gegen die Bösen gelten zu machen; und ihr könnt leicht denken, daß das für Manchen, der zu Haus zu thun hatte, sehr beschwerlich sein mußte.

Da gerieth man denn endlich auf den Einfall, ein Theil der Gesellschaft solle bloß zum Schutze der Uebrigen leben. Dieser solle wachen, wann die Andern arbeiteten oder schliefen, daß die Gesetze nicht übertreten würden, und daß die Gesellschaft von auswärtigen Feinden nicht beunruhiget würde; und wann kein Feind vorhanden wäre, so sollten sie sich inzwischen in den Waffen üben, und lernen, wie sie sich

bei jedem Angriffe und jedem Vorfalle gegen den Feind verhalten müßten. So entstanden die Soldaten.

Diese Leute hatten nun wenig Zeit, die Felder zu bestellen, oder andere Arbeiten zu verrichten; und doch waren sie der Gesellschaft nützlich. Es wurde daher beschlossen, daß Jeder der Uebrigen Etwas von seinem Vermögen dazu hergeben solle, Diese zu erhalten. Das nannte man Abgaben. Dadurch verloren Jene zwar Etwas, aber sie gewannen dafür auch Dies, daß sie nun sicher und ruhig leben konnten, und nicht alle Augenblicke in Gefahr waren, an ihrer Arbeit gehindert zu werden. — Nun, Kinder, wisset ihr, woher die Könige oder Fürsten, die Gerichte, die Gesetze, die Soldaten und die Abgaben entstanden sind. Lernt nun auch, wie ihr es machen müßt, daß euch alle diese Einrichtungen nicht schädlich, sondern vielmehr nützlich werden mögen.

Wenn Diejenigen, welchen die Gesellschaft aufgetragen hat, die Gesetze zu geben und zu vollstrecken, kraft dieser ihrer Vollmacht uns Etwas befehlen oder verbieten, so geschieht dies immer zu unser Aller Vortheil; denn die Gesetze haben keinen andern Zweck, als den, unsere Ruhe, unser Eigenthum, unsere Freiheit und unser Leben zu sichern. Wir

müssen also überall, wo das Gesetz oder ein öffentlicher Befehlshaber im Namen des Gesetzes redet, gern und willig gehorchen. Wenn der Staat — so nennt man die Gesellschaft, nachdem sie eine gesetzmäßige Verfassung erhalten hat — Abgaben von uns verlangt, so werden sie zu unser Aller Besten angewandt. Denn er muß Soldaten erhalten, die uns vertheidigen; er muß Gerichte unterhalten, welche uns gegen das Unrecht böser Menschen schützen; er muß verständige Männer besolden, welche allerlei Mittel erfinden, wodurch die Mitglieder der Gesellschaft immer glücklicher gemacht werden können; er muß weise Lehrer unterhalten, welche uns sagen, was wir zu thun und zu lassen haben, damit es uns wohl gehe. Zu dem Allen gebraucht er Geld; und da dieses zu unserm Besten verwandt wird, so ist es billig, daß er es auch von uns nehme. Wir müssen ihm also geben, was er uns hiezu abfodern läßt.

Uns kommt es dabei nicht zu, zu fragen, warum unsere Obrigkeit diese oder jene Verfügung treffe, uns Dieses oder Jenes befehlen lasse; denn das können wir nicht immer deutlich genug einsehen; unsere Pflicht ist, dem Gesetze und Denen, die es handhaben, zu gehorchen. Laßt euch also, wann ihr ein-

mahl werdet groß geworden sein, nicht von Denen verführen, die immer über ihre Obrigkeiten und über die Gesetze klagen. Ihr wisset nun so viel, daß es euch mit glücklich macht, wann die Gesellschaft, worin ihr lebet, glücklich ist. Wodurch aber die Gesellschaft glücklich werde, das könnet ihr nicht immer einsehen; das müßt ihr also Denen überlassen, welchen die Gesellschaft aufgetragen hat, darüber nachzusinnen und es in Aller Namen anzuordnen.

Ueberhaupt, ihr lieben Kinder, ist der Gehorsam gegen Diejenigen, welche uns zu befehlen haben, es seien unser König, unser Herr, unsere Aeltern, oder unsere Lehrer, eine unserer unverletzlichsten Pflichten; denn der Ungehorsam macht uns gewiß unglücklich. Ich habe euch Kindern z. B. erlaubt, auf dem Hofe, im Garten, und unter den Linden herum, zu spielen, so viel ihr wollt. Aber ich habe euch auch zugleich verboten, bei den Brunnen zu gehen, der auf dem Hofe ist. Uebertrátet ihr nun diesen meinen Befehl, so würdet ihr euer Leben in Gefahr setzen; oder, wenn ihr auch das eine Mahl glücklich davon kämet, so würde es doch mit allen euren künftigen Vergnügungen auf einmahl aus sein. Denn, weil ich euch liebe, und gern verhindern möchte, daß ihr zu Schaden kommt, so dürfte ich euch, von dem

Augenblicke an, daß ihr ungehorsam gewesen wäret, nicht mehr erlauben, auf den Hof, oder von da in den Garten oder unter die Linden zu gehen, weil ich mich auf euren Gehorsam nicht mehr verlassen könnte, und immer besorgen müßte, daß ihr wieder an den Brunnen ginget. Anstatt also, daß ihr jetzt, so oft eure Schulstunden aus sind, euch hier unter freiem Himmel so manches Vergnügen machen könnt, müßtet ihr, so oft ich nicht Zeit hätte, selbst mit euch zu gehen, euch gefallen lassen, in einer engen Stube zu sitzen, und lange Weile zu haben. Und würdet ihr dabei vergnügt sein können?

Hütet euch also vor Ungehorsam, es sei worin es wolle, es sei gegen mich, oder gegen eure Lehrer, gegen eure künftige Herren, oder gegen eure Obrigkeit.

Gehorsam sein ist unser Aller Pflicht!
Kein Mensch ist frei davon, selbst Fürst und König nicht.

Denn auch Fürsten und Könige müssen, wenn sie gute Herrscher sein wollen, den Gesetzen Folge leisten. Diese müssen sie ehren, sich in allen ihren Handlungen danach richten, und niemahls Etwas vornehmen, was diesen zuwider ist. Denn nur unter dieser Bedingung hat man sie zu Fürsten und Königen gemacht. Erfüllen sie dieselbe nicht, handeln sie viel-

mehr willkührlich, und ohne die Gesetze ihres Landes zu Rathe zu ziehen, so hören sie auf, Väter des Volks zu sein, so sind sie Zwingherren oder Despoten und Tirannen, die Jedermann fürchtet und hasset, und von deren ungerechter Herrschaft man sich loszumachen sucht, so bald man kann.

Denket auch nicht, ihr lieben Kinder, daß der Gehorsam etwas Beschwerliches sei, und daß es besser sein würde, wenn wir gar keine Obrigkeiten und keine Gesetze hätten. Denn Alles, was euch von diesen befohlen oder verboten wird, das wird euch deßwegen befohlen oder verboten, weil ihr und andere Menschen sonst nicht glücklich werden könntet.

Wenn man nun das Alles thut, was durch die Gesetze anbefohlen ist, und alles Das unterläßt, was sie uns verbieten; wenn man einem jeden Menschen alles Das giebt, thut und leistet, was er nach den Gesetzen von uns fodern kann: dann, ihr Kinder, ist man — gerecht. Gerechtigkeit! eine große, vielumfassende Tugend; Gerechtigkeit! die erste und heiligste aller unserer Pflichten, das Erste und Heiligste von Allem, was geübt werden muß, ehe wir auf den Namen guter Menschen irgend einen gegründeten Anspruch machen können! Man sei noch so gelehrt und geschickt, man sei noch so gefällig und

artig, man werfe ganze Säcke voll Geld unter die Armen aus, kurz, man habe noch so viele andere schätzbare Eigenschaften und Tugenden: ist man dabei nicht gerecht, giebt man dabei nicht Jedem Das, was er mit Recht von uns fodern kann, so ist man doch ein schlechter Mensch, und nicht werth, an den Vortheilen einer durch Gesetze beglückten Gesellschaft Antheil zu nehmen.

Einem Jeden das Seinige!

Dies, Kinder, müßt ihr euch mit unauslöschlichen Buchstaben ins Herz und ins Gedächtniß schreiben, um es nie zu vergessen, und es zur Richtschnur aller eurer Handlungen zu machen.

Und denke doch ja Keiner, daß wir Etwas dabei verlieren oder einbüßen, wenn wir Jedem geben und thun, was er gesetzmäßig von uns fodern kann; denn eben dieselben Gesetze, welche unser Betragen gegen Andere bestimmen, die bestimmen auch das Betragen Anderer gegen uns. Sie sichern dadurch unser Eigenthum, unsere Ruhe, unser Glück und unser Leben vor Andern, so wie sie das Eigenthum, die Ruhe, das Glück und das Leben Anderer vor uns in Sicherheit stellen. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

So ist uns z. B. verboten, Jemand Schmerz

zu verursachen, es sei auf welche Weise es wolle, und es ist das Gesetz gegeben worden: wer aus thörichtem Scherze, oder aus strafbarer Unvorsichtigkeit, oder gar aus Zorn und Bosheit, einem Andern Schmerz verursacht, der wird durch Schmerz gestraft werden. Nach diesem Gesetze wird Derjenige, der Jemand schlägt, wieder geschlagen; Derjenige, der Jemand tödtet, wieder getödtet; und glaubt ihr, Kinder, daß es gut wäre, wenn man dies Gesetz uns nicht gegeben hätte? Wir wollen einmahl sehen.

Weißt du noch, mein lieber Wilhelm (so hieß der sechsjährige Sohn des alten Ehrenreich) wie dich neulich der große Bube mißhandeln wollte, da du allein nach der Schule gingest? Wie war doch das? Erzähle es uns.

»Ja, ich hatte ihm nichts gethan, lieber Vater; da kam er auf einmahl hergelaufen, und wollte mir den Zwieback wegnehmen, den mir die Mutter gegeben hatte; und da sagte ich, er sollte das bleiben lassen, es wäre mein Zwieback; und da wollte er mich schlagen, wenn ich ihm nicht gleich den Zwieback gäbe.«

Konntest du denn dich nicht wehren, mein lieber Sohn?

»Ach nein, Vater; es ist ja schon so ein großer Junge, daß er mich gleich bezwingen kann.«

Wie machtest du es denn, daß er dich mit Frieden lassen mußte?

»Ja, da er schon den Stock in die Höhe hob, um mich zu schlagen, da sagte ich: er sollte es nur thun, so wollte ich es dem Konrektor sagen, so würde er wieder Schläge kriegen. Da ließ er es bleiben, und ich behielt meinen Zwieback.«

Siehst du nun, mein Kind, fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gut das Gesetz ist, daß Derjenige, der Andern Schmerz verursachet, wieder Schmerz leiden muß? Wäre dieses Gesetz nicht gewesen, so würde der große Junge dir deinen Zwieback genommen, und wol noch obenein dich geprügelt haben. Aber so fürchtete er sich vor der Strafe, und ließ es bleiben.

Seht, Kinder, so ist es überall in der Welt. Daß wir sicher auf der Straße gehen, sicher unsere Geschäfte verrichten und ruhig schlafen dürfen, das haben wir lediglich diesem Gesetze zu verdanken. Wäre es nicht gegeben worden, so würde kein Mensch einen Augenblick seines Lebens sicher sein. Der Stärkere würde den Schwächern, wo er ihn fände, überfallen, ihm das Seinige rauben, ihn mißhan-

deln und wol gar todtschlagen. Besonders würdet ihr armen Kinder recht übel daran sein, weil ihr euch noch nicht wehren könnt. Man würde euch Alles nehmen, was ihr habt, man würde euch beständig necken, foppen und schlagen; und wenn man wollte, würde man euch gar tödten, ohne daß ein Hahn danach krähete.

Ihr seht also, wie gut es für euch ist, daß man diese Verordnung gegeben hat, und wie gern deßwegen ihr selbst sie befolgen müsset, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich machen wollt. Danket also Demjenigen, der dies weise Gesetz gegeben hat, und hütet euch, es zu übertreten, und wenns auch nur in Spaß wäre. Denn aus Spaß kann leicht Ernst werden, und man hat wol eher gesehen, daß Leute, die damit anfingen, sich aus Scherz zu schlagen, am Ende Mörder wurden. So ging es dem jungen Menschen, der hier vor sechs Jahren enthauptet wurde. Er wohnte mit einem andern Jünglinge auf Einer Stube. Eines Tages, da er müßig war, fing er vor langer Weile an, sich mit seinem Freunde zu necken; aus dem Necken wurden scherzhafte Schläge, und diesen folgte eine ernsthafte Prügelei. Unglücklicher Weise traf er, nachdem der Zorn ihn wüthend gemacht hatte, seinen Freund mit einem knotigen

Stocke in die Schläfe, so daß er todt zu Boden fiel. Er wollte entfliehen; aber die Gerichtsdiener holten ihn ein, und er mußte mit seinem Leben bezahlen. Denn, sagten die Richter, wer Menschenblut vergießt, dessen Blut muß wieder vergossen werden.

Mit dem Diebstahl ist es eben so beschaffen. Wäre das Stehlen nicht verboten, Himmel! wie würde es da wieder in der Welt hergehen! Kein Mensch würde Etwas mit Sicherheit besitzen; kein Mensch, der Etwas hätte, würde einen Augenblick ruhig sein können. Es ist daher auch ein weises Gesetz, welches befiehlt: daß Derjenige, der einem Andern Schaden zufügt, oder ihm Etwas entwendet, nicht nur den Schaden oder das Entwendete wieder ersetzen, sondern auch noch überdas eine schimpfliche oder peinliche Strafe leiden soll, damit sich andere Menschen daran spiegeln mögen. Nun können wir so ziemlich unbesorgt sein, weil unser Eigenthum durch dieses Gesetz gesichert ist. Denn die Strafe, welche auf den Diebstahl folgt, ist so groß, daß Keiner, der nicht ein sehr abgehärteter Bösewicht ist, sich leicht gelüsten läßt, Jemanden Etwas zu entwenden. Denn ein erkannter und überführter

Dieb wird von der Obrigkeit ins Gefängniß geworfen, oder gar am Leben gestraft, und wenn er nicht überwiesen werden kann, aber doch in dem Verdachte der Dieberei bleibt, so wird er von allen Menschen gehaßt und verachtet. Niemand läßt ihn gern in sein Haus, Niemand gern in seinen Garten oder auf sein Feld gehen; kann man es nicht verwehren, so schließt man Alles vor ihm zu; man hat immer die Augen auf ihn gerichtet; man schickt ihm Leute nach, welche zusehen müssen, daß er nichts mitnehme. Will er Etwas von Andern leihen, so traut es ihm kein Mensch an, wenn er es auch noch so gewiß wiederzugeben verspricht. Befällt ihn ein Unglück, so hat Niemand Mitleid mit ihm; wird er dürftig, so getrauet sich Niemand, ihn aufzunehmen; und gemeiniglich wird ein solcher Mensch arm und elend.

Auch in Ansehung dieses Lasters, ihr lieben Kinder, müßt ihr euch vor dem Anfange hüten. Niemand wird gleich auf einmahl ein Dieb im Großen. Gemeiniglich fängt man mit kleinen Betrügereien an. Dann erlaubt man sich allerlei Näschereien, und wenn Einem das auch erst zur Gewohnheit geworden ist, so wird man endlich ein vollkommener Dieb; erst im Kleinen, dann im Großen.

Wißt ihr noch die Geschichte von dem Diebe,

der eben, da er gehangen werden sollte, seine Mutter ins Ohr biß? Ich habe sie euch neulich erzählt; wer hat sie behalten?

Ich, ich, rief der kleine Wilhelm, und fing folgende Erzählung an:

Es war einmahl ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter, er möge ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen; und der Scharfrichter sagte, das könne er thun. Da ging er hin zu seiner Mutter und that, als wenn er ihr Etwas ins Ohr sagen wollte, und da biß er sie auf einmahl so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreien anfing. Da sagten alle Leute, die zugegen waren: Das muß doch wol ein rechter Bösewicht sein, daß er so kurz vor seinem Tode noch seine Mutter ins Ohr beißen kann! Aber der Dieb antwortete: Ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wisset nur, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter ließ das ungestraft hingehen. Da ich in die Schule ging, stahl ich meinen Schulfreunden die Fibeln, und wenn ich nach Hause

kam, freuete sie sich darüber und verkaufte die Fibeln. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen kriegte, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich anfangs bestraft, so würde es nicht so weit mit mir gekommen sein. Deßwegen biß ich sie ins Ohr, um — um — wie war's doch weiter, lieber Vater?

Nun, Wilhelm, sagte der Vater, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache seines Todes wäre. Seht, Kinder, so geht es immer: mit kleinen Lastern fängt man an, mit großen hört man auf! Hütet euch also vor kleinen Betrügereien, vor jedem kleinen Diebstahle, und wenn er auch nur eine Stecknadel beträfe: so werdet ihr nie in Versuchung gerathen, größere zu begehen. Merkt euch hierüber die Vorschrift:

Du sollst nicht naschen oder stehlen,
Und was du findest, nicht verhehlen,
Du sollst Betrug und Unrecht scheun,
Sonst werden Schmach und Schande dein!

Im Grunde ist jede Art von Betrügerei, und wenn sie noch so klein wäre, schon ein wirklicher Diebstahl. Und wenn sie auch von der Obrigkeit nicht allemahl so streng bestraft wird, so macht

sie doch den Betrüger gewiß eben so unglücklich, als die Dieberei den Dieb. Wenn Einer z. B. Etwas kauft, und bezahlt nicht das versprochene Geld dafür, oder Etwas borget, und giebt es nicht zurück, so will ihm nachher kein Mensch mehr Etwas verkaufen, kein Mensch mehr Etwas borgen. Und würdet ihrs nicht selbst eben so machen? Wenn ihr Einem euren Rock oder euren Hut geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm noch einmahl Etwas leihen? Mehr als einmahl läßt man sich nicht betrügen. Ein Mensch, welcher einmahl betrogen hat, ist daher eben so schlimm daran, als ein Dieb; er wird eben so sehr gehaßt und gefürchtet, man will eben so wenig mit ihm zu thun haben, und wenn er dann in Noth geräth, so nimmt sich seiner eben so wenig Jemand an.

Das hat man an dem Buchhalter meines seligen Freundes gesehen, von dem ich euch gestern erzählte.

Da dieser böse Mensch sich durch seine Betrügereien Geld genug gesammelt hatte, so wollte er eine eigene Handlung für sich anlegen. Er kaufte daher so viele Waaren ein, als er für sein Geld erhalten konnte. Nun bekommt aber ein Kaufmann nicht immer baares Geld für Das, was er verkauft, sondern er muß oft den Leuten Etwas borgen, und hat

daher auch selbst Vertrauen bei Andern nöthig, um wieder neue Waaren einkaufen zu können. Diesem betrügerischen Menschen aber wollte Keiner Etwas verkaufen, wenn er nicht baares Geld zeigte, weil Jeder besorgte, von ihm betrogen zu werden. Da er nun sein eigenes Geld verborgt hatte, und Keiner ihm Etwas leihen wollte, so mußte er seine Handlung von Tage zu Tage kleiner machen; und weil er zugleich von dem Gelde, welches er täglich lösete, leben mußte, so ging sein ganzes Vermögen in einigen Jahren gänzlich darauf. Und da war nun Keiner, der sich seiner annahm, weil er von Allen gehaßt wurde. Da er sich nun des Bettelns schämte, so wollte er sich durch Stehlen ernähren. Allein er wurde bald entdeckt, weil Jeder auf ihn Acht gab, und der Richter erkannte ihm die Strafe zu, daß er eine schwere Kette an der einen Hand und an dem einen Fuße tragen, und so zeitlebens die Karre schieben solle, damit er Keinen mehr betrügen oder bestehlen könne. So, oder auf eine ähnliche Weise pflegt es den Betrügern am Ende immer zu gehen.

Aber nicht allein beim Handel, sondern auch im Umgange mit Menschen überhaupt, müßt ihr wahrhaftig und aufrichtig sein, sonst werdet ihr euch den Haß der ganzen Welt zuziehen.

Ein Wort ein Wort; ein Mann ein Mann!

das muß euer Wahlspruch sein, wenn ihr als brave Männer leben, und auf die Achtung und das Zutrauen der Menschen Anspruch machen wollt.

Die Menschen können die Absichten und Gedanken ihrer Nebenmenschen nicht errathen, sie müssen sich also auf Das verlassen, was ihnen gesagt wird. Sagt man uns die Wahrheit nicht, so thun wir allerlei Dinge, die uns Schaden bringen. Deßwegen sind die Menschen von jeher den Lügnern so feind gewesen. Die erste Strafe, die den Lügner trifft, ist die, daß man ihm niemahls wieder glaubt, auch wenn er wirklich Wahrheit sagt.

So ging es dem kleinen Martin, der sich sehr schlimm dabei befand. Er hatte sich einige Mahl eine boshafte Freude daraus gemacht, die Nachbaren anzuführen, indem er auf der Straße plötzlich ein klägliches Geschrei erhob, als wenn ihm, ich weiß nicht was für Leid geschähe. Wenn dann die Nachbaren ihm zu Hülfe eilten, so lachte er sie aus, daß sie sich so von ihm hätten anführen lassen. Einsmahls, da er wieder auf der Straße spielte, kam plötzlich ein toller Hund auf ihn zugelaufen. Martin, der weder fliehen, noch sich vertheidigen konnte, hub an, aus Leibeskräften zu schreien: Hülfe! Hülfe!

Die Nachbaren hörten es, aber sie dachten, daß er sie wieder anführen wolle, und kamen ihm nicht zu Hülfe. Da fiel der tolle Hund über ihn her und biß ihn todt. Das hatte er also von seinem Lügen!

Hiezu kommt noch dies, daß ein Lügner gemeiniglich sein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch bleibt, und fast niemahls gebessert werden kann. Ein Kind mag noch so viele andere Untugenden angenommen haben, es sei nur aufrichtig, so hats noch keine Noth; durch verständiger Leute Rath kann ihm noch geholfen werden, wenns nur immer offenherzig gesteht, was es begangen hat. Sucht es sich aber zu verstellen, sucht es seine Fehler, statt sie zu gestehen, geheim zu halten und zu beschönigen, so ist Hopfen und Malz an ihm verloren.

Denn es ist mit unsern Untugenden, ihr lieben Kinder, wie mit unsern Krankheiten. Wenn ein Kranker seinen Arzt belügt, ihm nicht Alles, was ihm fehlt, offenherzig bekennt, so kann dieser ihm nicht die rechte Arzenei verschreiben, und dann muß es immer schlechter mit ihm werden. So, wenn ein Kind seine Fehler zu verbergen sucht, können verständige Leute ihm nicht rathen, was es thun müsse, um sich diese Fehler wieder abzugewöhnen. Dann muß ein solches Kind nothwendig immer lasterhafter

werden, bis es endlich ein vollkommener Bösewicht wird. Aufrichtigkeit ist daher die größte und nothwendigste Tugend eines Kindes, so wie das Lügen unter allen das gefährlichste Laster ist, worein es verfallen kann.

Die Wahrheit schmückt ein edles Herz;
Sie sei dir heilig, selbst in Scherz!

Ihr habt Recht, lieber Nachbar, sagte Gutwill; das Lügen ist ein garstiges Laster. Aber sollte es nicht zuweilen Fälle geben, wo man aus gutem Herzen die Wahrheit verschweigen muß? Seht, ich wills euch nur gestehen, ich selbst habe erst gestern eine Unwahrheit gesagt, über die ich mir aber auch heute noch kein Gewissen machen kann, weil ich noch immer glaube, daß ich recht daran gethan habe. Ich ging gestern Abend ein wenig ins Feld, nach dem Amthofe hin. Unterweges traf ich einen armen reisenden Alten an, der schon vier Meilen gegangen war, und noch nach dem nächsten Flecken wollte, wo sein einziger Sohn, wie man ihm gesagt hatte, sehr schwer krank danieder liegt. Seine matten Glieder zitterten, und er mußte sich oft niedersetzen, weil er vor Entkräftung beinahe ohnmächtig wurde. Dennoch wollte er nicht eher ruhen noch rasten, bis er seinen armen Sohn gesehen hätte.

Indem wir so gingen, kam ein Fußsteig, der quer über den Acker lief. Sollte ich da wol gehen dürfen, fragte mich der ehrliche Alte? Das würde mir meinen Weg um eine gute Viertelstunde verkürzen. Warum nicht? antwortete ich ihm; der Weg ist ja genug betreten; ihr könnt weiter keinen Schaden darauf thun. Es ist ja auch überdies hier kein Warnungszeichen aufgesteckt. Der Alte glaubte mir, und schlug, auf seinen Stab gebückt, den Fußsteig ein; ich aber verfolgte den Weg.

Nach einer guten Weile, da ich auf eine Anhöhe gekommen war, sah ich mich nach ihm um, und, guter Gott! was mußte ich da erblicken! Ich sah, daß er von einem unmenschlichen Kerl, der ihn mit Gewalt fortschleppen wollte, erbärmlich geschlagen wurde. Mein Blut kochte; ich eilte, was ich konnte, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber ehe ich die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, sah ich, daß der Unmensch von dem Alten abließ, und nach dem Vorwerke lief, um, wie ich nachher erfuhr, Leute herbeizurufen, welche den armen Greis ins Hundeloch schleppen sollten. Dieser rettete sich indeß durch die Flucht in den nahegelegenen Wald. Indem ich ihm nachlief, kam der Unmensch mit seinen Helfershelfern zurück, und fragte mich: wo der Alte hingegangen sei?

Dorthin, rief ich, und zeigte nach der entgegengesetzten Seite des Waldes, wo ich wol wußte, daß sie ihn nicht finden würden. Ich selbst aber eilte ihm nach, fand ihn äußerst bekümmert und kraftlos, bot ihm meinen Arm zur Unterstützung an, und begleitete ihn so bis an den Ort, wo er hin wollte. Nun sagt mir, Nachbar, habe ich Unrecht daran gethan, daß ich den bösen Leuten nicht die Wahrheit sagte?«

Behüte Gott! erwiederte Ehrenreich; wie hättet ihr Unrecht daran thun können, da ihr bloß verhütetet, daß dem armen Greise nicht noch größeres Unrecht geschah! In solchen Fällen ist es nicht bloß erlaubt, sondern auch Pflicht, die Wahrheit zu verschweigen. Lügen heißt, zu anderer Leute Schaden, oder wider seine Pflicht eine Unwahrheit reden. Wenn uns keine Pflicht antreibt, die Wahrheit zu gestehen, das heißt, wenn Niemand, der ein Recht dazu hat, uns dazu auffodert, und wenn wir überdas sehen, daß die Wahrheit einem Andern schaden, und Niemand nützen kann, so sind wir verbunden, sie zu verschweigen; und dann verdient dies Verschweigen nicht, eine Lüge genannt zu werden.

Ein solches Recht aber, ein Geständniß der Wahrheit von uns zu fodern, haben unsere Aeltern, unsere Lehrer und unsere Obrigkeiten. Sobald da=

her diese Etwas von uns zu wissen verlangen, so sind wir allemahl verpflichtet, die reine Wahrheit zu sagen. Denn diese fragen bloß deßwegen danach, um dafür sorgen zu können, daß kein Unrecht geschehe. Sagt man also diesen seinen Obern und Vorgesetzten eine Unwahrheit, so wird man mit Recht dafür bestraft und gehaßt, welches auch niemahls auszubleiben pflegt.

Wenn es nun lauter vernünftige Menschen gäbe, so wären die unausbleiblichen bösen Folgen der Lügen, die ich euch jetzt genannt habe, hinreichend, Jeden davon abzuschrecken. Aber so wie es viele Leute giebt, die dumm genug sind, sich vollzutrinken, ob sie gleich wissen, daß sie dadurch krank und elend werden, so hat es auch oft Leute gegeben, die Unwahrheiten sagten, ob sie gleich wußten, daß sie allen Glauben verlieren, und wenn es herauskäme, überall gehaßt und verachtet werden würden. Diese Leute waren desto eher geneigt zum Lügen, weil sie so schwer zu überführen waren. Denn wer kann immer erforschen, was der Andere denkt? Indessen war doch Allen daran gelegen, daß man ein Mittel finde, wodurch man diese Leute bewegen könne, die Wahrheit zu sagen. Das beste Mittel schien der Eid zu sein. Gebt Acht, Kinder, ich will euch dies Wort erklären.

Ihr müßt wissen, daß die Menschen von jeher überzeugt gewesen sind, daß Gott Alles, sogar die Gedanken der Menschen weiß, daß er Alles thun kann, was ihm gefällt, und daß er alles Böse verabscheuet und strafet. Auch wir, eure Väter, und alle andere vernünftige Menschen sind von dieser Wahrheit fest überzeugt. Wenn nun Jemand Etwas als wahr angiebt, und man sonst nicht erfahren kann, ob es sich wirklich so verhalte, so sagen die Richter zu ihm: Siehe, wir wissen nicht, ob du Wahrheit sagest, oder Lügen. Wüßten wir es, so würden wir dich wol strafen, wenn du lögest; an unserer Statt wird es Gott thun, denn Gott liebet die Wahrheit, und hasset und bestrafet die Lügen. Sie lassen ihn hierauf feierlich sagen: auch er glaube, daß Gott Alles wisse, was er denke, und er verlange, daß Gott ihn strafen möge, wenn er die Unwahrheit sage. Diese Erklärung nennt man einen Eid. Wenn nun Jemand einen falschen Eid schwört, das heißt, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft, so giebt er dadurch zu erkennen, daß nichts auf der Welt ist, was er noch achtet, sobald er nur seinen Vortheil sieht; und daß er durch nichts, weder durch Menschen, noch selbst durch Gott, kann abgehalten werden, allen Menschen zu schaden, wo

er nur Gelegenheit dazu findet. Einen solchen Menschen, Kinder, sieht man an wie den Wolf, der nur vom Raube lebet. Man hält sich eher nicht sicher, als bis er von der Erde ausgerottet ist, und überläßt ihn dann dem Gotte, dessen Strafen er nicht achtete.

Einen Eid zu schwören, ist daher eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wozu wir nie anders, als mit der größten Ueberlegung, und nur dann schreiten müssen, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird, und wir unserer Sache vollkommen gewiß sind. Wer leichtsinnig, und ohne dazu verpflichtet zu sein, schwöret, der giebt dadurch zu erkennen, daß er ein Mensch sei, dem man nicht auf sein bloßes Wort glauben dürfe; und einem solchen Menschen glaubt man gemeiniglich auch dann nicht, wenn er eine Betheurung hinzufügt. Denn man denkt: wer sich kein Gewissen daraus macht, zu lügen, wenn er nicht dabei geschworen hat, der wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seine Lügen mit Eidschwüren zu bekräftigen. Und das findet man auch wirklich in der Erfahrung bestätiget. Wollt ihr also für glaubwürdige Menschen gehalten werden, so macht es euch zum Gesetz, niemahls Etwas zu betheuern, niemahls zu schwören, es müßte denn sein, daß die Obrigkeit

euch dazu auffoderte. Aber hütet euch auch, jemahls eine Lüge zu sagen; denn gewiß, Gott unterscheidet auch ohne Eid Wahrheit und Lügen, und strafet diese ganz gewiß. Auch geschieht es selten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen sie nun an den Tag, so glaubt euch kein Mensch mehr; kommen sie aber auch nicht heraus, so habt ihr wenigstens beständig die Furcht und die Angst, daß ihr verrathen werden könntet, und das ist schon eine Qual, die weit größer ist, als aller Vortheil, den ihr durch Lügen erlangen könnt.

Ihr habt nun gesehen, wie viel euch daran gelegen ist, daß ihr mit Wissen und Willen euren Nebenmenschen keinen Schaden zufügt; und wie sorgfältig durch die Gesetze vorgebaut ist, daß kein Mensch dem andern vorsätzlich schaden dürfe. Aber oft geschieht es auch, daß Einer ohne seinen Willen dem Andern Schaden thut. So ist neulich in dem nächsten Dorfe Einem ein Ochs ausgerissen, und hat einem Andern ein Stück Saat abgefressen. Der, welcher den Schaden litt, wollte ihn von dem Herrn des Ochsen ersetzt haben, weil seine Nachlässigkeit Schuld daran gewesen war, daß das Thier sich losgemacht hatte. Dieser aber wollte sich zu keiner Schadloshaltung verstehn. Was geschah? Ein paar

Tage nachher ließ Der, welcher den Schaden gelitten hatte, wiederum sein Vieh auf die Saat des ungerechten Mannes treiben, dem dadurch noch einmahl so viel Schaden zuwuchs, als er hätte zu ersetzen gehabt. Das war nun freilich auch sehr unrecht von diesem gehandelt, denn man muß nie sein eigener Richter sein wollen, und sich nie der Rachsucht überlassen; aber der Andere hatte doch den Schaden, den er litt, sich selber zuzuschreiben; und ihr seht hieraus, daß es wiederum sehr weislich von den Gesetzgebern gehandelt ist, indem sie verordnet haben: daß Derjenige, durch dessen wirkliche Schuld, oder bloße Vernachlässigung und Unbedachtsamkeit ein Anderer Schaden leidet, diesen Schaden ersetzen soll. Und so verhält es sich mit allen andern Gesetzen, welche uns vorgeschrieben sind. Alle zielen auf unser eigenes und unserer Nebenmenschen Bestes ab. Wir wären also Alle verbunden, Dasjenige, was sie uns vorschreiben, zu erfüllen, auch wenn kein Mensch uns dazu zwänge, weil unser eigener Vortheil darauf beruhet. Wie vielmehr müssen wir sie zu beobachten suchen, da die Uebertretung derselben noch außerdem von der Obrigkeit bestraft wird!

Wohl uns, meine lieben Kinder, daß wir unter

Gesetzen und Obrigkeiten stehen! Durch Gesetze kommt Ordnung, durch Ordnung Glückseligkeit in die Welt. Seht nur in der ganzen Natur, wie der allweise Schöpfer selbst Alles nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnet hat! Seht ihr dort den lieben freundlichen Mond allmählig hinter dem Gebirge emporsteigen? Wie regelmäßig ist der Gang, den Gott ihm vorgeschrieben hat, wie genau bestimmt sein Zunehmen und sein Abnehmen! So wie er in einem Monate kommt und geht, zunimmt und abnimmt, so thut er es auch in dem andern Monate. Eben so regelmäßig, eben so abgemessen ist der Lauf aller übrigen Gestirne. Da wird nirgends eine Abweichung wahrgenommen. Alles kommt und geht, scheinet und verschwindet in ununterbrochener Ordnung. Seht, ihr Lieben, dadurch hat uns Menschen Gott gelehrt, daß auch unsere Handlungen nach weisen Gesetzen müssen geordnet sein, wenn Ruhe und Glückseligkeit unter uns wohnen sollen. Noch einmahl also, wohl uns, daß wir Gesetze haben, und daß Obrigkeiten gesetzt sind, welche über die Beobachtung derselben wachen müssen!

Hier schwieg der Greis; und schweigend waren alle Gesichter gegen den herrlichen Mond gewandt, der nun in seiner ganzen Schöne am Himmel stand.

Manche frohe Empfindung schwoll bei dieser stummen Betrachtung in Ehrenreich's und Gutwill's Busen auf. Endlich drückten sie sich einander die Hände, und Jeder führte seine Lieblinge zur Ruhe.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Geselligkeit.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreich waren für Alle so unterhaltend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abend, noch eine gute Stunde vor Sonnenuntergang, sich wieder bei der Linde einfand, und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen gesellte. Es ist noch so früh; ich dächte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräch anfangen.

»O, spielen!« antworteten die Kinder, und sahen sich einander mißmüthig an.

Nun, ich freue mich, ihr guten Kinder, fuhr Ehrenreich fort, ich freue mich herzlich, euch so begie-

rig nach meinem Unterrichte zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen darüber vergangen ist. Zur Belohnung will ich euch auch recht was Merkwürdiges sehen lassen. Kommt, folgt mir.

Er führte sie in den Garten. Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in ein gläsernes Bienenhaus eingefangen, in welchem man ihre Geschäftigkeit genau beobachten konnte. Das war ein Vergnügen anzusehen! Einige kamen von den Blumen zurückgeflogen, und brachten Klümpchen Wachs mit, welche sie an die Füße geklebt hatten. Andere, welche in dem Häuschen waren, nahmen ihnen dieses Wachs bei der Thür ab, und brachten es hinein. Wiederum Andere plätteten die kleinen Wachsklümpchen, und noch Andere machten kleine Zellen daraus. Einige brachten Honig ein, und füllten die Zellen damit an; und eine unter ihnen, die sie Alle vorzüglich zu bedienen schienen, und welche man daher die Königinn nennt, legte in einige Zellen Eier, aus welchen wieder junge Bienen werden sollten. Kurz, jede hatte ihr eigenes Geschäft, und keine blieb müßig. Die Kinder waren außer sich vor Freuden, da ihnen das Alles gezeigt wurde.

Der alte Ehrenreich sagte darauf: Hier, Kinder, könnt ihr von kleinen unvernünftigen Thieren

lernen, was Ordnung und gesetzmäßiges Betragen für eine schöne Sache ist. Was, meint ihr, würde daraus werden, wenn alle diese Bienen thun könnten, was sie gelüstete, und wenn nicht jede ihr besonderes, angewiesenes Geschäft hätte? Da würde jede nur für sich sorgen, nur so viel Honig einsammeln, als sie täglich gebrauchte; die jungen und diejenigen alten Bienen, welche sich auf das Honigsammeln nicht verstehen, würden verschmachten, und wann endlich der Winter herannahete, so würden alle umkommen müssen, weil sie keinen Vorrath gesammelt hätten. Diesem Allen wird durch die gesetzmäßige Einrichtung, die Gott ohne ihr Wissen ihnen vorgeschrieben hat, vorgebeugt; und ihr seht, wie wohl sie sich dabei befinden. Kinder, so müssen es die Menschen auch machen, wenn es ihnen wohlgehen soll.

Unter diesen Worten waren sie wieder auf ihrem vorigen Platze angekommen.

Aber, liebe Kinder, fuhr er fort, Vieles, was ihr thun müßt, um glücklich zu leben, hat durch die öffentlichen Gesetze nicht bestimmt werden können, weil es Handlungen betrifft, wozu Niemand gezwungen werden kann, die man vielmehr aus eigenem freien Triebe verrichten muß. Ich habe euch schon

gesagt, und ihr wißt es auch aus der wenigen Erfahrung, die ihr selbst nun schon habt, daß ihr ohne den guten Willen und die Beihülfe anderer Menschen nicht glücklich werden könnt. Zuweilen könnt ihr freilich wol die Hülfe anderer Menschen erkaufen, indem ihr euch z. B. einen Bedienten miethet, oder ein Kleid, oder sonst Etwas von Andern für Geld machen laßt; allein, meine lieben Söhne, wo wolltet ihr so viel Geld hernehmen, als ihr nöthig hättet, wenn ihr Alles bezahlen solltet, was andere Menschen dazu beitragen müssen, wenn es euch wohlgehen soll? Wenn Jemand von euch in einen tiefen Graben fiele, und ihr riefet Einem, der eben vorüberginge, zu, daß er euch helfen möchte: wie würde es euch gefallen, wenn der euch nicht anders herausziehen wollte, als für baare Bezahlung, und ihr dann gerade kein Geld bei euch hättet? Oder ihr wolltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und eure Freunde wollten euch nicht eher dazu behülflich sein, als bis ihr ihnen Dieses oder Jenes dafür versprächet? Nicht wahr, das würde ein verdrießliches Leben geben, und ihr müßtet in kurzer Zeit arm werden, wenn ihr auch noch so viel Geld hättet. Aber sorget nicht, Kinder! So nöthig, als euch die Hülfe, der Rath und die Freundschaft ande-

rer Menschen sind, eben so nöthig sind ihnen die eurigen auch. Wenn sie sehen, daß ihr geneigt seid, ihnen zu helfen, wo ihr dazu im Stande seid; wenn sie sehen, daß ihr sie warnt, wo sie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebt, wie sie Dieses oder Jenes anfangen müssen, um damit zu Stande zu kommen; oder wenn sie merken, daß sie in eurem Umgange Vergnügen finden, weil ihr gefällig, dienstfertig und artig seid: so werden sie von selbst eben so viel, und oft noch mehr für euch thun, als ihr für sie thatet.

Ihr müßt also keine Gelegenheit übersehen, wo ihr sie dieses merken lassen könnt. Die geringsten Kleinigkeiten sind dazu oft schon genug. Ein höflicher Gruß, ein freundlicher Blick, ein Besuch, eine kleine Handreichung sind oft schon hinreichend, euch die Gunst eurer Nebenmenschen zu erwerben. Ich habe einmahl bei einem Lustgange einen Knaben von ungefähr acht Jahren, der vor meinen Augen ins Wasser fiel, mit sehr leichter Mühe herausgezogen, und seinen Aeltern nach Hause gebracht. Ich that das bloß aus Menschenpflicht, ohne irgend einen andern Beweggrund; denn das Kind kannte ich kaum, und den Vater desselben hatte ich vielleicht nicht zweimahl in meinem Leben gesprochen. Am wenig-

sten konnte mir einfallen, irgend eine Art von Belohnung dafür zu erwarten. Aber was geschah? Einige Wochen danach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der ehrliche Mann mir meinen geringen Dienst belohnte. Er ging fast nicht von meinem Bette; er schickte mir alle Tage das gesundeste Essen, was er nur anzuschaffen vermochte; er fuhr ohne mein Wissen nach einem, vier Meilen von hier entlegenen Orte, und holte einen geschickten Arzt, der mich wieder herstellte; und wer weiß, ob ich nicht damahls gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Laßt euch also das ja gesagt sein, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, lieben, und, so viel ihr könnt, sorgen müßt, daß ihnen wohl sein möge. So oft ihr sehet, daß Jemand eurer Hülfe benöthiget ist, so stellt euch gleich in Gedanken an seine Stelle, und ihn an die eurige. Alsdann fragt euch selbst: was würde ich wol von diesem Menschen erwarten, wenn er ich, und ich er wäre? und was ihr dann von ihm wünschet, das thut ihm auch.

Siehst du es gern, daß Andere dir dienen,
So diene, wo du kannst, auch ihnen!

Ich habe euch neulich eine Fabel erzählt, wobei

ihr euch an die Pflicht der Dienstfertigkeit erinnern könnt; habt ihr sie behalten?

Jakob, Gutwill's ältester Sohn, erinnerte sich zuerst daran, und erzählte sie mit folgenden Worten:

»Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmahl überdrüssig, sich einander zu dienen, und wollten es nicht mehr thun. Die Füße sagten: Warum sollen wir allein euch Andere alle tragen und fortschleppen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt. Die Hände sagten: Warum sollen wir allein für euch Andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche gebraucht. Der Mund brummte: Ich müßte wol ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat! Die Augen fanden es gleichfalls sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten, und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle die übrigen Glieder des Leibes, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an, zu welken und

allmählig abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie thöricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht wieder geschehen solle. Da diente wieder ein Glied dem andern, und Alle wurden wieder gesund und stark, wie sie es vorher gewesen waren.«

Das war recht gut erzählt, mein Sohn, fuhr der alte Ehrenreich fort, indem er ihm freundlich auf die Wangen klopfte. Gewisse Leute, ihr Kinder, sind bloß aus Trägheit undienstfertig; andere hingegen gar aus Neid. Ein abscheuliches Laster! Ich will euch sagen, worin es besteht. Es giebt gewisse thörichte und verwöhnte Menschen, welche mit Dem, was sie haben, sich so wenig zu begnügen wissen, daß sie unzufrieden werden, so oft sie sehen oder hören, daß es andern Leuten wohl, oder gar noch besser, als ihnen, geht. Wenn sie z. B. sehen, daß ein Anderer ein besseres Kleid trägt, als das ihrige ist; oder wenn sie von Jemand etwas Gutes rühmen hören, welches sie selbst nicht an sich haben: so werden sie immer mißvergnügt darüber. Dieses Mißvergnügen nun, welches ein solcher Mensch über das Glück eines Andern empfindet, wird Neid genannt. Nun müßt ihr aber wissen, daß neidische Menschen überall gehaßt werden. Denn da sie nicht gern sehen, daß es einem Andern wohlgeht, so helfen

sie auch Andern ungern, und rathen ihnen selten; und deßwegen hilft auch ihnen Niemand gern. Was haben die dummen Menschen davon? Nichts, als Mißvergnügen. Wenn sie klug wären, so würden sie über das Glück ihrer Nebenmenschen sich freuen; und dann würden auch diese sich wieder über ihr Glück freuen, und es zu befördern suchen. Aber weil sie dumm sind, so thun sie das Gegentheil, und daher geht es ihnen denn auch so, wie es dem kleinen Peter Neidhart ging, dessen Geschichte ich euch, wenn ich nicht irre, schon einmahl erzählt habe; nicht?

Die Kinder konnten sich nicht besinnen, und der alte Ehrenreich fuhr fort: –

Peter Neidhart war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der Alles, was er im Vermögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schickte ihn daher auf ebendieselbe Schule, auf welcher ich damahls von meinen Aeltern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche besser gekleidet gingen, als er. Das verdroß den kleinen Thoren. Aber er ließ es dabei nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konnte, den Andern ihre schönen Kleider zu beschmutzen und zu verderben. Das war nun schon sehr

arg; und doch wäre es damahls noch Zeit gewesen, diesen bösen Fehler abzulegen, wenn er nur dem Rathe der Lehrer hätte Gehör geben wollen. Weil er das aber nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm, und seine Mitschüler gaben ihm daher denjenigen Namen, der seine Gemüthsart ausdruckte, und den er nachher immer behalten hat.

Nach und nach fing er an, seinen Schulfreunden auch alles Vergnügen zu mißgönnen, welches sie bei ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so unleidlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich genöthiget sahen, ihn von unsern Vergnügungen auszuschließen. Das ärgerte ihn nun noch mehr, und der Verdruß über unser Vergnügen machte ihn unfähig, aufmerksam zu sein, wenn Etwas gelernt werden sollte. Daher konnte er denn auch niemahls so gut antworten, als wir Andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlicher Weise bezeigten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursache zum Verdruß!

Kurz, das ging von Tage zu Tage, von Stufe zu Stufe, am Ende so weit, daß er nach einiger Zeit ganz unfähig wurde, etwas Nützliches zu lernen, weil seine Seele immer verdrießlich und mürrisch war. So verstrich nun seine beste Jugendzeit,

ohne daß er die mindeste Geschicklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können. Daher hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch mit ihm Etwas zu thun haben wollte, weil man sich vor seiner Gesellschaft wie vor der Gesellschaft eines Aussätzigen scheuete. Da nun die Lehrer sahen, daß gar nichts bei ihm auszurichten war, so hießen sie ihn endlich gehen.

Sein bekümmerter Vater suchte ihn auf einer andern Schule unterzubringen, aber da wollte man ihn auch nicht haben, weil man von seiner schlechten Gemüthsart schon gehört hatte. Er wollte ihn darauf ein Handwerk lernen lassen, aber der Meister, zu dem er ihn brachte, sagte: Haben die gelehrten Herren nichts aus dem Burschen machen können, so werde ich noch weniger dazu im Stande sein. — Das Alles kränkte nun seinen guten Vater so sehr, daß er starb.

Und nun sah Neidhart sich in der allergrößten Verlegenheit. Ohne Vermögen, ohne Geschicklichkeit, ohne Freunde — was sollte er thun? Er sah sich genöthiget, sein Leben lang als ein Taugenichts und Landstreicher sich in der Welt umher zu treiben, und oft bei Denen um eine Mahlzeit oder um ein altes Kleidungsstück zu betteln, deren Vergnü-

gen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stören gesucht hatte. — Nun sagt, Kinder, hättet ihr wol an dieses Peter Neidharts Stelle sein mögen? Doch das brauche ich ja nicht erst zu fragen; wer will gern unglücklich sein?

Vermeidet also ja das Laster des Neides, und gewöhnt euch vielmehr, an jedem Glücke oder Unglücke eurer Nebenmenschen einen herzlichen Antheil zu nehmen.

Nie freut ein edler Mensch sich bei des Andern Leiden;
Er weint bei fremdem Schmerz und freut sich fremder Freuden.

Um es aber dahin zu bringen, müßt ihr sorgfältig über euer Herz wachen, daß es von Stolz und Hochmuth frei bleibe. Denn ein hochmüthiger Mensch bildet sich gemeiniglich ein, daß Alles nur für ihn erschaffen sei, und er kann deßwegen nicht leiden, daß es andern Menschen eben so wohl, oder gar besser, als ihm, gehe. Neid und Hochmuth sind daher von jeher mit einander verbunden gewesen. Ein hochmüthiger Mensch aber kann niemahls glücklich sein. Denn bald sieht er Leute, welche Vorzüge haben, die er selbst nicht hat, und ärgert sich darüber; bald sieht er Andere, welche ebendieselben Vorzüge haben, die er hat, und wird von neuen unzu-

rieden, daß er nicht der Einzige ist, der sie hat. Wie schwach ein solcher Mensch an Verstande sein müsse, sieht man auch daraus, daß er es recht darauf anlegt, seine Absicht zu verfehlen. Er wünscht nämlich, sich geehrt und über alle Menschen erhoben zu sehen. Aber weil er selbst gegen Jedermann stolz ist, und alle Andere gegen sich verachtet, so verachten ihn deßwegen alle Andere wieder, und das kränkt ihn denn gar sehr. Wäre er hingegen selbst bescheiden, höflich und gefällig gegen Andere, so würden diese sich wieder eben so gegen ihn betragen, und dann würde er Freude haben. Denn die Menschen sind durchgängig eben so geneigt, Denjenigen, der sie liebt, und ihnen Achtung erzeigt, wieder zu lieben und hochzuschätzen, als sie geneigt sind, Denjenigen zu hassen und zu verachten, der ihnen selbst auf eine gehässige und verächtliche Weise begegnet. Es ist daher sehr wahr, was das Sprichwort sagt:

Hochmuth kommt vor dem Falle.

Indem ich aber vom Hochmuthe rede, so müßt ihr euch wohl in Acht nehmen, nicht die Ehrliebe damit zu verwechseln, welche kein Laster, sondern vielmehr eine nöthige Tugend ist. Ich will sehen, ob ich den Unterschied euch begreiflich machen kann.

Die Ehre, nach welcher der Hochmüthige strebt,

und welche auch dem Ehrliebenden werth ist, besteht in der guten Meinung, welche andere Menschen von uns und von unserer Aufführung haben; so wie im Gegentheil die Schande in dem schlimmen Urtheile Anderer über uns und unsere Aufführung besteht. Nun giebt es eine wahre und eine falsche Ehre, so wie es auch eine wahre und eine falsche Schande giebt. Wenn nämlich das Gute oder das Böse, welches man uns nachsagt, wirklich etwas Gutes oder Böses ist, und wenn das Urtheil der Menschen, daß wir es an uns, oder durch unsere Handlungen begangen haben, wirklich begründet ist, so haben wir wahre Ehre, oder wahre Schande. Lobt oder tadelt man uns hingegen, ohne daß wir Lob oder Tadel verdienen, so legt man uns falsche Ehre oder falsche Schande bei, wodurch wir in der That weder geehrt, noch geschändet werden.

Der erste Unterschied nun zwischen einem ehrliebenden und einem hochmüthigen Menschen besteht darin, daß jener die gute Meinung Anderer von sich und seiner Aufführung durch wirklich gute Eigenschaften und Handlungen zu verdienen, dieser hingegen auf alle mögliche Weise, es sei mit Recht oder mit Unrecht, sie zu erzwingen sucht. Der Ehrliebende also trachtet nur nach wahrer Ehre, oder

vielmehr nach dem Guten, wodurch wahre Ehre erworben wird, und er würde dieses Gute lieben und danach trachten, auch wenn es von Andern nie gelobt, und er von ihnen deßwegen nie geehrt würde. Dem Hochmüthigen hingegen ist es bloß darum zu thun, gerühmt und geehrt zu werden, er mag es verdienen oder nicht. Jener wird daher niemahls etwas Unedles unternehmen, um sich hervorzuthun, diesem hingegen ist es gleichviel, ob sein Betragen an sich schön oder häßlich ist, wenn er es nur so einrichten kann, daß es von Andern gelobt wird.

Ein zweiter Unterschied zwischen Beiden ist der, daß der Ehrliebende gar wohl leiden kann, daß andere Menschen auch ihre Vorzüge haben, die ihnen Lob erwerben, der Hochmüthige hingegen nicht. Dem ist jede gute Eigenschaft, die ein Anderer besitzt, und jede rühmliche Handlung, die ein Anderer begeht, ein Dorn im Auge, der ihm empfindliche Schmerzen macht. Er kann daher nicht eher ruhen noch rasten, bis er die gute Meinung, welche Andere von einem Menschen haben, verschlimmert hat.

Daher kommt es denn auch, daß hochmüthige Menschen gemeiniglich dem häßlichen Laster der Verleumdung und der Verkleinerung ergeben sind. Erfahren sie nämlich von Jemand den geringsten Feh-

ler, so breiten sie ihn überall aus, und lachen und freuen sich darüber, daß ihr Nebenmensch gefehlt hat. Oft, wenn sie keine wirkliche Fehler an Jemand bemerken können, legen sie sich aufs Lügen, und dichten ihm Fehler an, die er niemahls hatte. Bemerken sie hingegen an ihm etwas Gutes, so nehmen sie sich wohl in Acht, davon zu reden; und wird in ihrer Gegenwart von Andern davon gesprochen, so geben sie sich alle mögliche Mühe, dieses Gute zu verkleinern, oder so zu verdrehen, daß es böse scheinen muß. Nun, Kinder, was dünket euch von solchen Leuten?

Fi! das müssen ja häßliche Menschen sein! antworteten die Kinder.

Ja wol häßliche Menschen, fuhr unser Alter fort; allein auch recht dumme Menschen, so verschlagen sie in andern Stücken sein mögen. Denn sie machen, daß Jedermann sie verabscheuet, und daß Keiner mit ihnen umgehen will, weil kein Mensch es gern hat, daß man übel von ihm spricht und ihn verächtlich macht. Ein verleumderischer Mensch hat daher keinen wahren Freund, und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft hat er nur solche Leute, welche sich gleichfalls das Nachreden angewöhnt haben. So lange solche Lu te bei einander

sind, stellen sie sich, wer weiß, wie freundschaftlich gegen einander, und reden Alle nur von Abwesenden Böses; kaum aber sind sie auseinander gegangen, so verlästert Einer den Andern, so sehr er kann. Das sind euch rechte Freunde; nicht wahr?

Oft ist das Verlangen, für einen unterhaltenden, witzigen Menschen gehalten zu werden, die erste Verführung zur Verleumdung. Man sucht seine Gesellschaft durch Spöttereien über gegenwärtige oder abwesende Personen zum Lachen zu bewegen, und ist Einem das erst einige Mahle gelungen, so wird die Begierde, Andere lächerlich und verächtlich zu machen, immer stärker, bis man ihr am Ende gar nicht mehr widerstehen kann.

Hütet euch also, ihr Lieben, vor der Neigung zum Spotten und vor jeder Art von Tadelsucht. Gewöhnt euch vielmehr an, von allen Menschen, besonders von Abwesenden, ohne dringende Noth, nichts als Gutes zu sagen; und wenn ihr etwas Böses von Jemand wißt, so verschweigt es, so lange euch keine besondere Pflicht zum Reden zwingt. Reden andere Leute in eurer Gegenwart von einem Abwesenden Böses, so nehmt euch seiner an, und vertheidigt oder entschuldigt ihn, so gut ihr könnt. Dies wird euch bei allen Menschen beliebt machen, und Alle

werden dadurch geneigt werden, euch ebendenselben Dienst zu erweisen, wenn von euch in eurer Abwesenheit auch einmahl übel gesprochen wird.

Rühme gern, was rühmlich scheint;
Tadeln macht dir keinen Freund.
Wo du kannst, da decke du
Deines Nächsten Fehler zu,
Wär der Nächste auch dein Feind!

Ueberhaupt, meine lieben Kinder, seid versichert, daß die meisten Menschen sich so gegen euch verhalten werden, wie ihr euch gegen sie verhaltet. Wenn ihr euch gegen Andere bescheiden, dienstfertig und freundlich beweiset, so werden auch sie sich eben so gegen euch betragen. Besonders ist die Freundlichkeit ein sicheres Mittel, sich beliebt zu machen, so wie hingegen ein mürisches und verdrießliches Wesen uns bei Jedermann verhaßt macht. Einem freundlichen, lieblichen Gesichte kann fast Keiner widerstehen. Es zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, Denjenigen zu lieben, an dem wir es bemerken. Eben so unmöglich ist es uns, einem Menschen gut sein, der immer verdrießlich und mürrisch ist. Kein Mensch mag gern mit ihm umgehen, weil man in seiner Gesellschaft unmöglich vergnügt sein kann. Auch scheut man sich, ihm irgend einen

Dienst zu erweisen, denn gemeiniglich dankt er Einem mit einer so sauern Miene, daß man nie weiß, ob man es ihm auch recht gemacht habe, oder nicht. Solche Leute haben daher selten einen wahren Freund, und selten werden ihnen von Andern Gefälligkeiten erwiesen; denn eine freundliche Miene ist ja doch das Wenigste, was man für seinen Dienst erwarten kann.

Solche mürrische Leute sind gemeiniglich auch zum Zorne geneigt. Sie werden nämlich bei der geringsten Beleidigung, welche oft nur Scherz oder Mißverständniß war, sogleich außer sich gesetzt, und schlagen zu, oder schelten und fluchen, als wenn man ihnen, ich weiß nicht was, zu Leide gethan hätte. Das ist eine gefährliche Krankheit der Seele, die Denjenigen, der damit behaftet ist, gewiß unglücklich macht. Denn der Zorn ist eine Art von Raserei, in der wir tausend Dinge begehen, die wir nachher zu bereuen Ursache haben. Präget euch dies durch den Denkspruch ein:

Unrecht zornig zu erwiedern,
Schafft nur Unglück, ziemt nicht Brüdern.

Ich habe euch schon einige traurige Geschichten davon erzählt, und könnte, wenns nöthig wäre, euch noch viele andere von Solchen erzählen, die im Zorn

Todtschläger wurden, und unter Scharfrichters Händen sterben mußten. Aber wenn auch dies nicht zu besorgen wäre, so würde uns der Zorn an sich schon elend genug machen. Habt ihr schon jemahls einen zornigen Menschen gesehen, Kinder?

Ach ja, lieber Vater! riefen die Kinder; die beiden Männer, die sich da neulich auf der Straße prügeiten; die waren recht zornig!

Nun, habt ihr bemerkt, wie diese beiden unsinnigen Leute aussahen? Wie ihre Gesichter verzerrt waren, wie ihre Augen zu brennen schienen, wie der Schaum ihnen vor dem Munde stand, und wie sie vor Wuth kaum reden konnten? Könnt ihr euch einbilden, daß ihnen wohl dabei gewesen sei? Und sah man es ihnen nicht vielmehr deutlich genug an, daß sie innerlich ganz entsetzlich leiden mußten? Gewiß, der Zorn muß eine schmerzhafte Empfindung sein.

Dazu kommt noch Dieses. Weil es so unangenehm und so gefährlich ist, mit zornigen Leuten umzugehen, so fliehet Jedermann ihre Gesellschaft, und sie müssen daher auf alle Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft Verzicht thun. Sogar unbekannte Leute scheuen sich vor ihnen, weil man es ihrem Gesichte ansieht, daß sie leicht wüthend werden

können. Man geht ihnen daher aus dem Wege, wie gewissen Thieren, von welchen man sich nichts Gutes versieht; und wenn sie dann einmahl fremder Hülfe benöthiget sind, so haben sie keinen Freund, der sich ihrer annähme. In der That ein kläglicher Zustand!

Eben so elend werden andere Menschen durch das Laster der Unversöhnlichkeit. Es giebt nämlich gewisse, nicht bloß dumme, sondern auch zugleich sehr boshafte Menschen, die gar keinen Fehler an Andern, gar keine Beleidigung vergeben können, und wenn Derjenige, der sie beleidiget hat, es auch noch so sehr bereuet. Das sind abermahls eben so dumme, als gefährliche Leute. Denn da auch die besten Menschen fehlen und aus Unwissenheit oder Uebereilung Jemand beleidigen können, so muß Jeder sich fürchten, mit einem unversöhnlichen Menschen Gemeinschaft zu haben. Denn wenn man's nur im geringsten mit ihm versieht, so wird er gleich unser beständiger Feind, der nichts als Rache sucht. Wer mag mit einem solchen Menschen zu thun haben? Und was gewinnt er dabei? Was kann es ihm nützen, wenn ein anderer Mensch unglücklich wird? Will er Andere dadurch abschrecken, daß sie ihn nicht beleidigen sollen, so schreckt er zugleich auch seine Freunde

ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabei unvermuthet beleidigen könnten. Macht sich also ein solcher Mensch nicht äußerst unglücklich! Denn wie kann ein Mensch unglücklicher sein, als wenn ihn Niemand liebt, Niemand mit ihm umgehen, Niemand ihm helfen will, und wenn sich Jedermann vor ihm fürchtet?

Weit klüger also handeln die versöhnlichen Menschen, welche die ihnen zugefügte Beleidigung bald vergeben und vergessen können. Die machen sich nicht bloß Denjenigen, gegen welchen sie sich so großmüthig bezeigen, sondern auch alle andere Menschen, die Etwas davon hören, zu Freunden. Denn wir können uns unmöglich enthalten, Denjenigen zu lieben, an dem wir Güte und Großmuth wahrnehmen. Und wenn wir einen solchen Menschen auch niemahls gesehen haben, so müssen wir ihm doch gut sein, sobald man uns eine solche edle That von ihm erzählt. Versucht's einmahl, ob ihr einem gewissen Joseph gram sein könnt, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will.

Vor alten Zeiten lebte ein Mann, der hieß Jakob. Dieser hatte zwölf Söhne, die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter Allen hatte er einen der jüngsten von ihnen, Namens Joseph, weil er

unter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdroß nun die Andern, und ihr Neid und ihre Bosheit gingen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wollten. Sie warfen ihn nämlich, da sie mit ihm allein in einem großen Walde waren, in eine tiefe Grube, worin er verhungern sollte. Nur Einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleid mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbeiziehen sah, so beredete er die Andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube herauszögen, und diesen Kaufleuten als einen Knecht verkauften. Denn damahls kaufte und verkaufte man Menschen, wie man jetzt das Vieh zu Markte bringt. Diese Kaufleute nun führten den armen Joseph weit weg, in ein fremdes Land, und seine boshaften Brüder machten ihrem alten Vater weiß, daß ihn ein Wolf im Walde aufgefressen habe.

Dem armen Joseph ging es in dem fremden Lande anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmahl etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wollte, so verleumdete sie ihn bei ihrem Manne so sehr, daß er ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weiß nicht warum, in das nämliche Gefängniß hatte setzen las-

sen, einen Dienst zu leisten; und da dieser wieder auf freien Füßen war, so erinnerte er sich seiner bei einer guten Gelegenheit, und empfahl ihn dem Könige. Der König ließ ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mensch war, so gewann jener ihn lieb, und machte ihn am Ende gar zu seinem ersten Minister, der über Alles zu befehlen hatte.

Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel. Glücklicher Weise hatte Joseph es vorhergesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konnte. In allen andern Gegenden war große Hungersnoth, auch da, wo der alte Jakob mit seinen Söhnen wohnte. Dies bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Lande zu schicken, in welchem Joseph (den er für todt hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jakobs daselbst angekommen, so wurden sie von Joseph erkannt; sie selbst aber erkannten ihn nicht, weil er sich sehr verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen, was hätte er nicht Alles mit seinen Brüdern vornehmen können! Er brauchte ihnen nur kein Getreide zu geben, so hätten sie verhungern

müssen. Er hätte sie züchtigen, ins Gefängniß werfen, ja hinrichten lassen können, wenn er gewollt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hatten, nicht geringe; und er würde sie nach allen Rechten dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er sie zum Schein ein wenig bange gemacht hatte, gab er sich ihnen zu erkennen, sagte, statt aller Vorwürfe, weiter nichts, als: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht! umarmte sie darauf als Brüder, ließ seinen alten Vater dazu holen, beschenkte sie Alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande ein, wo sie an Allem einen Ueberfluß hatten. Nun sagt, Kinder, könnt ihr euch enthalten, diesem Joseph gut zu sein? Und gleichwol habt ihr ihn nie gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläufiger erzählen.

Noch muß ich euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchem Menschen viel Verdrießlichkeiten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch Schwatzhaftigkeit sich und Andern oft großes Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Klatschen entstehen allerhand Zänkereien und Feindschaf-

ten, oft unter den besten Freunden. Deßwegen meidet sie Jedermann, und Diejenigen, welchen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschließen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher nicht fehlen, daß er auf eine oder die andere Weise sein Glück machen muß. Ich muß euch doch ein Beispiel davon erzählen, welches ich irgendwo einmahl gelesen habe.

Einige von euch wissen schon, daß es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte dazumahl keine Könige, sondern es ließ sich von vielen alten Männern beherrschen, welche Rathsherren hießen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerlei wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da Etwas vorfiel, was nicht alle Leute wissen sollten, so waren Alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch wol ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht früh mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit desto größerem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten.

So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sei? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte euch gern Alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die unvernünftige Mutter wollte jedoch diese Entschuldigung nicht gelten lassen; sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht Alles wieder sage. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwol die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: man habe sich heute berathschlaget, ob es nicht gut sei, daß jeder Mann statt Einer zwei Frauen nehme?

Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen herumlief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen Alle in die Rathsversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie seien sammt und sonders verrückt geworden. Da trat der

junge Mensch hervor, und sagte, er müsse seinen Fehler nur gestehen, er habe Das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weis gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht anders zu retten gewußt habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet sei; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn doch Alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften, so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu genießen, und gaben ihm, zum Andenken an jenen Vorgang, einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmahl seiner rühmlichen Verschwiegenheit sein sollte.

Ich habe euch diese Geschichte bloß deßwegen erzählt, weil ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es gar nicht hübsch, daß der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr häßlich war, daß sie Etwas zu wissen verlangte,

das sie nichts anging, und welches ihrem Sohne zu sagen verboten war.

Hütet euch also, ihr lieben Kinder, Etwas auszuplaudern, wovon ihr vermuthen könnet, daß man es nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird euch Jedermann, als Verräther, fliehen, und ihr werdet selbst niemahls einen treuen Freund erlangen, in dessen sichern Busen ihr eure Geheimnisse niederlegen könnet. Denn ein Verräther wird von Jedermann gehaßt, selbst von Denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, daß sie selbst am meisten sich dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen. Betragt ihr euch daher klüger, meine lieben Kinder, und merkt euch hierüber den Spruch:

Treu und verschwiegen sein ist eine schöne Pflicht;
Wo Plaudern schaden kann, da schweig', und rede nicht!

Am allerdummsten aber und am allerbösesten sind die Undankbaren; diejenigen Leute, sage ich, welche empfangene Wohlthaten vergessen, oder ihren Wohlthätern wol gar zu schaden suchen. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie Niemand etwas Gutes zu erweisen im Stande sind; denn wollen sie nicht einmahl Dem Gutes thun, der ihnen

vorher selbst wohlgethan hat, wie werden sie es Andern thun, die ihnen noch keinen Dienst erweisen konnten? Dergleichen Leute machen sich recht unglücklich; denn wenn sie einmahl gezeigt haben, wie schlecht sie die Dienste belohnen, die man ihnen leistet, so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben, ihnen ferner dienen zu wollen. Ein Undankbarer wird daher von allen Menschen, als ein Ungeheuer, vor dem man sich in Acht nehmen muß, verabscheuet, und man hütet sich, so sehr man kann, mit ihm in Gemeinschaft zu gerathen.

Lieb' und Dankbarkeit gefällt;
Undank haßt die ganze Welt!

Fragt z. B. einmahl euch selbst, ob ihr wol einen gewissen Inkle, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will, zu eurem Freunde haben möchtet?

Dieser Inkle war ein Kaufmann. In der Hoffnung, viel Geld zu gewinnen, ging er zu Schiffe, und reisete nach einem Lande, welches man erst kürzlich entdeckt hatte. Es heißt Amerika. Dazumahl wurde dieses Land noch größtentheils von Menschen bewohnt, die man Wilde nennt, weil sie, beinahe wie die wilden Thiere, in den Wäldern lebten. Die Reise ging ganz gut von Statten; aber da sie nahe bei dem Lande angekommen waren, er-

hob sich ein entsetzlicher Sturmwind. Dieser warf das Schiff gegen einen Felsen, daß es in Stücken zerfiel. Diejenigen Leute, welche nicht schwimmen konnten, mußten ertrinken; die Andern aber, welche mit genauer Noth das Ufer erreichten, wurden von den wilden Menschen umgebracht. Dem einzigen Inkle nur glückte es, in einen Wald zu entfliehen, wo er sich zwischen Büschen verbergen konnte. Hier warf er sich ganz verzweiflungsvoll auf die Erde, ungewiß, ob der Hunger, oder die Wilden ihn tödten würden.

Auf einmahl hörte er ein Geräusch. Ein wildes Mädchen sprang aus dem Gebüsch hervor, sah ihn da liegen und stutzte. Anstatt aber, daß sie ihm Etwas hätte zu Leide thun sollen, blickte sie ihn freundlich an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen möge. Er that es. Sie führte ihn in eine kleine Hütte, sprach ihm durch Lächeln Muth ein, setzte ihm allerlei Früchte vor, um seinen Hunger zu stillen, und zeigte ihm einen Wasserquell, aus dem er trinken konnte. Dabei bewachte sie ihn immer so treu, und war für sein Wohlergehen so liebreich bekümmert.

Und so lebten sie nun eine ziemliche Zeit hindurch, wurden einander immer lieber, und er nahm sie zu seiner Frau. Sie erfanden auch bald eine

Sprache, wodurch sie sich einander ihre Gedanken mittheilen konnten. Da erzählte nun Inkle seiner Yariko (so hieß das gute wilde Mädchen) oft Etwas von seiner Vaterstadt: wie es da ganz anders, als in ihrer Wildniß sei; wie man da in großen Häusern wohne, in Kutschen fahre, schöne Kleider trage, und was er Alles mehr sagte. Wenn ich da mit dir wäre, setzte er dann hinzu, wie glücklich wollte ich dich machen!

Das gute Kind weinte dann oft vor Freuden, und lief nach dem Ufer hin, um zu sehen, ob noch kein Schiff vorbei fahre, welches sie mitnehmen könnte. Endlich erblickte sie eins, und kam eilends, ihren Inkle davon zu benachrichtigen. Das Schiff, welches unterdeß gelandet war, nahm Beide auf, und setzte bald darauf seinen Lauf nach einer gewissen Insel fort, auf welcher Menschen, wie bei uns das Vieh, zu Markte gebracht werden. Hier fiel dem habsüchtigen Inkle ein, daß er auf seiner langen Reise gar nichts gewonnen habe, und daß er ärmer wieder nach Hause kommen werde, als er bei seiner Abreise gewesen sei. Das beunruhigte ihn sehr.

Endlich kam er auf den abscheulichen Gedanken, seine arme Frau, die gute Yariko, die ihm das Leben gerettet hatte, als Sklavinn zu verkaufen, um

dadurch wenigstens zu etwas Gelde zu kommen. Vergebens fiel die Unglückliche vor ihm auf die Knie, weinte und flehete; nichts konnte den Unmenschen erweichen. Grausamer! rief sie endlich aus, erinnere dich, daß ich schwanger bin, und erbarme dich wenigstens des Kindes, welches ich dir gebären soll! Und was antwortete der Bösewicht? »Hört ihrs?« rief er dem Kaufmanne, an den er sie verhandeln wollte, zu; »sie ist schwanger; also noch zwanzig Thaler mehr für das Kind, welches sie zur Welt bringen wird!« Der Kaufmann gab's, und der Unmensch ging mit dem Gelde davon.

Hier hielt der alte Ehrenreich ein, und die Kinder, welchen die hellen Thränen in den Augen standen, konnten eine Zeit lang gar nicht reden, so gerührt waren sie. Endlich fragte der Alte: Nun, Kinder, möchtet ihr den Inkle wol zu eurem Freunde haben?

Bewahre der Himmel! antworteten die Kinder: das mußte ja ein abscheulicher Mensch sein; wer wollte damit Etwas zu thun haben?

Ihr habt Recht, fuhr Ehrenreich fort. Eben so denken andere Leute auch. Keiner kann einen undankbaren Menschen ausstehen. Vermeidet also, meine Kinder, vermeidet ja auf das sorgfältigste

dieses und alle die andern Laster, vor welchen ich euch gewarnt habe. Denn euer ganzes Glück hängt davon ab, daß die Leute, mit welchen ihr leben müsset, euch wohl wollen und euch lieben, und das werden sie gewiß, wenn auch ihr ihnen zeiget, daß ihr sie liebt und ihnen wohlzuthun bereit seid.

Vornehmlich aber sucht euch die Leute zu Freunden zu machen und zu behalten, die mit euch unter Einem Dache wohnen. Diese haben die meiste Gelegenheit, euch zu dienen und zu helfen, und euch das Leben angenehm zu machen. Eure Aeltern sind schon von selbst geneigt, euch zu lieben; aber wenn ihr sie nicht wieder liebtet, und ihnen nicht gehorsam wäret, so könnten sie auch anfangen, gleichgültig gegen euch zu werden; und wenn Andere sehen sollten, daß ihr eure Aeltern nicht liebtet, die euch so viel Gutes gethan haben, so würden sie euch, und zwar mit Recht, für undankbar halten; und dann würde euch kein Mensch mehr lieben können. Denn denkt nur, wie sauer ihr euren Aeltern geworden seid! Eure Mutter mußte euch mit Schmerzen gebären; mußte, so lange ihr klein waret, unbeschreiblich viel Ekel und Ungemach um euretwillen ertragen; mußte, so wie euer Vater, beständig für euch wachen, damit ihr nicht zu Schaden kämet; und

Beide mußten für euch arbeiten, um Etwas zu erwerben, wovon sie euch speisen, kleiden und erziehen könnten. Wenn ihr nun für das Alles sie nicht lieben wolltet, würde das nicht der größte Undank von der Welt sein?

Aber nicht bloß Undank, sondern auch außerordentliche Dummheit wäre es, wenn ihr eure Aeltern nicht recht herzlich lieben und ihnen folgen wolltet. Sie sind so viel älter, als ihr, sie haben so viel Erfahrung, sie können euch so manches Gute lehren, sie machen euer Glück zu dem ihrigen, und wer könnte sie zwingen, das Alles für euch zu thun, wenn sie es nicht freiwillig und aus Liebe thäten? Scheinen sie euch zuweilen ein wenig hart zu sein, indem sie euch Etwas untersagen, oder euch strafen, so denket immer, daß sie das aus weiser Liebe thun, und daß sie euch gewiß kein Mißvergnügen verursachen würden, wenn sie nicht überzeugt wären, daß es zu eurem Besten gehöre. Denn es ist unmöglich, daß Aeltern ihren Kindern, ohne Ursache, Etwas zuwider thun, oder sie hassen sollten; und wenn ich es vor Augen sähe, so glaubte ichs nicht. Es wäre eben so viel, als wenn Einer sich selbst hassen wollte.

Auch eure Lehrer haben ein vorzügliches Recht auf eure Liebe und auf eure Folgsamkeit. Denn sie

lieben euch selbst eben so aufrichtig, als eure Aeltern, und suchen auch eben so sehr, als sie, eure wahre Glückseligkeit zu befördern. Es würde daher sehr undankbar von euch gehandelt sein, wenn ihr sie nicht wieder lieben, sondern durch Ungehorsam betrüben wolltet. Auch würde das euch selbst am meisten zum Schaden gereichen. Denn wenn ihr das väterliche Wohlwollen eurer Lehrer verwirkt hättet, so würden sie euch nicht mehr mit eben der Freudigkeit, wie bisher, unterrichten können, und dann würde euch das Lernen, welches euch jetzt Vergnügen macht, gar sehr beschwerlich fallen. Bemühet euch daher, so viel ihr könnt, euren Lehrern Freude zu machen, so werden auch sie darauf bedacht sein, euer eigenes Vergnügen zu befördern.

Auch eure Geschwister und eure Schulfreunde können euch viel Vergnügen und viel Mißvergnügen machen, je nachdem ihr von ihnen geliebt oder gehaßt werdet. Liebt ihr euch unter einander, und sucht ihr Einer den Andern glücklich zu machen, so werdet ihr gern beisammen leben; liebt ihr euch aber nicht, so denket selbst, was das für ein elendes Leben ist, wenn ihr nothwendig eine lange Zeit mit Menschen umgehen müsset, die ihr nicht liebet, und von denen ihr selbst nicht geliebt werdet. Ueberdies ist

ein Bruder, oder ein Hausfreund, auch immer eher im Stande, uns zu helfen, als Andere; denn er kennt unsere Umstände am besten, und unser Glück ist auch ihm nützlicher, als Andern. Es muß uns daher sehr daran gelegen sein, von ihm geliebt zu werden.

Seid liebreich und vertraut, ihr Freunde, Schwestern, Brüder!
Die Eintracht baut das Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

Habt ihr endlich, wann ihr werdet groß geworden sein, auch Gesinde, so laßt sie vor allen Dingen merken, daß ihr ihnen gern wohlthut. Ihr wißt, ihr könnt nicht immer bei ihnen sein. Verlaßt ihr euch bloß auf den Lohn, den ihr ihnen gebt, so werden sie auch nur so viel arbeiten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß ihr sie nicht abschafft. Sehen sie hingegen, daß ihr billig, mitleidig, gütig und wohlthätig gegen sie seid, so werden sie von selbst Alles thun, was zu eurem Besten gereicht. Denn da denken sie gewiß: wird unser Herr noch reicher und vergnügter, als er jetzt ist, so wird er uns auch immer mehr wohlthun, da er schon jetzt so gut ist. In eurem Hauswesen müsset ihr also vor allen Dingen euch überall durch Dienstfertigkeit, Güte,

Wohlthätigkeit und Dankbarkeit Freunde zu machen, und auch außer eurem Hause Jedermann zu gewinnen suchen, damit Jedermann euch wieder diene, wenn er kann.

Behandle liebreich und gerecht
Die Untergebnen, Magd und Knecht;
Um dich beliebt zu sehn, thu Allen,
Was billig ist, gern zu Gefallen.

Und glaubt nicht, daß bloß die Reichen und Großen euch wieder nützlich werden können. Der ärmste, der geringste Bettler kann euch oft den allerwichtigsten Dienst leisten; und gemeiniglich pflegen arme Leute viel erkenntlicher und dienstfertiger, als die Reichen, zu sein.

Das hat mein Vetter, der Amtmann zu Neuendorf, wohl erfahren, fiel hier der Nachbar Gutwill ein. Der würde jetzt ein armer Mann sein, wenn er nicht einen Bettler zum Freunde gehabt hätte. Wie so? fragte Ehrenreich. Ich wills euch erzählen, antwortete der Nachbar.

Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in das Dorf, wo mein Vetter Amtmann ist, um Almosen zu suchen. Seine unverschuldete Armuth und seine gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit bewogen meinen Vetter, ihm jedesmahl eine Wohlthat zu reichen.

Wer hätte nun denken sollen, daß der arme Mann jemahls in Stande sein würde, ihm wieder zu dienen? Und gleichwol geschah es wirklich. Mein Vetter hatte einmahl einen großen Beutel voll Gold auf der Post erhalten, wofür er Getreide aufkaufen sollte, und hatte ihn in seinen Schrank gelegt. Es fügte sich, daß ich eben bei ihm war. Des Abends, da wir uns zu Bette legen wollten, wurde noch gepocht, und bei Eröffnung der Thür kam der arme Mann ganz außer Athem hereingestürzt. Er berichtete meinem Vetter, er habe vor einigen Stunden ein paar Spitzbuben im Walde belauscht, welche sich beredet hätten, ihm diese Nacht die Scheuer in Brand zu stecken, um alsdann unter dem Lärmen sich in das Haus zu schleichen, und ihm sein Geld zu rauben. Jener versammelte in dieser Noth alle seine Freunde, und versteckte uns bei der Scheuer. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, so kamen die Diebe, und wollten das Feuer wirklich anlegen. Wir ergriffen sie aber, und sie wurden der Obrigkeit zur wohlverdienten Bestrafung übergeben.

Wäre mein Vetter nun gegen den Armen nicht so mitleidig gewesen, so hätte sich dieser vielleicht aus Verzweiflung selbst zu den Mordbrennern geschlagen, oder wäre wenigstens nicht gekommen, den Amtmann

zu warnen, und der wäre nun wol eben so arm, als der Bettler selbst. Wie gut ist es also, in allen Ständen Freunde zu haben!

Ja wol gut! versetzte Ehrenreich. Laßts euch also genug sein, daß Einer ein Mensch ist, um ihm zu helfen, wenn ihr könnt. Merkt euch hierüber die Lehre:

Verschmäh' den Armen nicht, er sei auch noch so klein!
Er ist ein Mensch, wie du; braucht er noch mehr zu sein?

Laßt ihr die Armen in der Noth, so werden sie bald aus Hunger und Verzweiflung genöthiget werden, euch zu bestehlen; helft ihr ihnen aber, so können sie euch selbst wieder auf tausenderlei Arten nützen.

Und wenn ihr nun auch nicht immer einen sichtbaren Nutzen davon hättet, würde die Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben, nicht allein schon Belohnung genug für euch sein? Erinnert euch an die Geschichte von dem armen Greise *), die euch so wohl gefallen hat, und sagt mir: möchtet ihr nicht eure liebsten Spielsachen darum geben, Derjenige zu sein, der diesen alten armen Mann noch kurz vor seinem Tode erquickte?

O ja, o ja! riefen die Kinder. — Ich wollte,

*) Siehe Gellert's Fabeln.

sagte Karl, daß uns einmahl ein solcher Greis begegnete; ich wollte ihm gern den blanken Thaler geben, den ich von meinem Oheim geschenkt gekriegt habe! Und ich meine rothe Schreibtafel, rief Jakob. Und ich mein Kegelspiel, sagte Hänschen.

Ihr habt Recht, Kinder, antwortete Ehrenreich; so ein Vergnügen kann man nicht leicht zu theuer bezahlen. Die edelste Art von Wohlthätigkeit aber ist, wenn man sich von seinem eigenen Vergnügen, oder gar von seiner Nothdurft Etwas abzieht, um Nothleidende damit zu unterstützen, und wenn man das im Verborgenen thut, damit man sicher sei, es nicht aus Eitelkeit oder andern selbstsüchtigen Absichten gethan zu haben. Ich will euch bei dieser Gelegenheit die Geschichte von dem guthérzigen Wilhelm erzählen.

Seit acht Tagen schien dieser Knabe einen ganz ungewöhnlichen Hunger zu haben, ungeachtet er sonst immer sehr mäßig im Essen gewesen war. Wenn des Morgens das Frühstück ausgetheilt wurde, so bat er jedesmahl, daß man ihm doch ein recht großes Butterbrot geben möchte, und wenn er es bekommen hatte, so machte er sich immer ein Gewerbe, um damit hinauszugehen. Nach einer Weile pflegte er dann wiederzukommen, und sich noch ein Stück-

chen trockenes Brot auszubitten, weil er, wie er sagte, noch gar zu hungerig sei. Die Mutter konnte nicht begreifen, woher er auf einmahl eine so starke Eßgier bekommen habe, und nahm sich vor, ihn zu beobachten.

Am folgenden Morgen, da er sein Butterbrot erhalten hatte, und, wie gewöhnlich, wieder hinausging, sah sie ihm durchs Fenster nach; und da bemerkte sie, daß er ganz leise an der Mauer hinschlich, und an ein kleines Fenster in des Nachbars Hause klopfte. Dieser Nachbar war ein armer Schuster, der seit vierzehn Tagen krank lag, und dessen sechs kleine Kinder unterdeß oft Hunger leiden mußten.

Kaum hatte Wilhelm angeklopft, so guckte ein kleiner Knabe mit bleichem Gesichte und zerrissenen Kleidern zum Fenster heraus. Dem reichte Wilhelm stillschweigend sein Butterbrot hinauf, und lief dann geschwind wieder zurück nach Hause.

Der Mutter, welche dieses sah, rollte eine süße Freudenthräne über die Wange; aber sie beschloß, bei dieser Gelegenheit zu versuchen, wie weit ihr Sohn es im Guten wol schon gebracht habe; ob er auch wol so tugendhaft sei, zu ertragen, daß ihm um einer guten Handlung willen Unrecht geschehe.

Es währte nicht lange, so trat er wieder ins Zimmer, und bat sich, wie gewöhnlich, noch ein Stück-

chen trocknes Brot aus. »Bist du denn unersättlich?« fragte ihn die Mutter, und stellte sich, als wenn sie unfreundlich darüber wäre.

»O, sei nicht böse, liebes Mütterchen,« antwortete Wilhelm; nur noch so ein klein klein Stückchen trocken Brot!«

»Geh,« sagte die Mutter, »du wirst ein Vielfraß werden! Ich gebe dir nichts mehr.«

Wilhelm ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, und setzte sich an den Tisch, um in einem Buche zu lesen. Da konnte die Mutter sich länger nicht mehr halten vor Freude und Liebe; sie riß ihn heftig in ihre Arme, drückte ihn fest an ihren Busen, und benetzte sein Gesicht mit Thränen. Wilhelm wußte nicht, wie ihm geschah. »Mein Goldsohn!« rief sie endlich aus, »mein theures Kind! Ich habe gesehn, welchen Gebrauch du von deinem Butterbrote gemacht hast, und bin entzückt darüber, einen Sohn zu haben, der das Elend seiner Nebenmenschen fühlen kann, und es zu lindern sucht. — Aber sage mir, guter Wilhelm, warum du ein Geheimniß daraus machtest?«

Wilhelm antwortete: »Weil du mir immer gesagt hast, daß man von so Etwas nicht viel Redens machen müsse.«

»Schon recht, mein Kind,« erwiederte die Mutter; »aber mir hättest du es doch sagen können. Dann würde ich dich in den Stand gesetzt haben, der nothleidenden Familie mehr, als dein bloßes Butterbrot, zu bringen.«

Da erzählte Wilhelm seiner Mutter, was er von der großen Noth dieser armen Leute wußte; und zur Belohnung seiner Gutherzigkeit wurde ihm erlaubt, mit dem Bedienten hinzugehen, und ihnen einen ganzen Korb voll Speisen und einige abgelegte Kleidungsstücke zu bringen. Seine Freude darüber war unbeschreiblich, und die Dankbarkeit, welche der arme Schuster und seine Kinder gegen ihren kleinen Wohlthäter empfanden, wurde mehr durch Thränen, als durch Worte ausgedruckt. Alle, welche davon hörten, gewannen den gutherzigen Wilhelm lieb, und suchten ihm ihre Freundschaft zu erkennen zu geben. Er war die Freude seiner Aeltern und das Muster, welches alle Väter und Mütter ihren Kindern zur Nachahmung empfahlen. —

Nun, Kinder, fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gefällt euch dieser Wilhelm?

Ach! allerliebst! riefen die Kinder, welche noch ganz gerührt von der Erzählung waren.

Wohl! sagte Ehrenreich; so sucht ihm denn

ähnlich zu werden. Aber Etwas muß ich euch doch bei dieser Gelegenheit zur Lehre sagen. Man kann auch auf eine unverständige Weise mildthätig sein; und dann ist es keine Tugend mehr, sondern etwas Tadelnswürdiges. Ich will euch sagen, was ich damit meine.

Ich kenne einen Mann, der viele Kinder und eine mäßige Einnahme hat. Der ist in der ganzen Stadt dafür bekannt, daß er die Freigebigkeit und Wohlthätigkeit selbst sei. Viele Menschen loben ihn deßwegen sehr; ich aber muß ihn tadeln. Hört, warum!

Er begeht dabei den großen Fehler, daß er nie bedenkt, ob Das, was er den Armen giebt, auch wirklich ihm gehöre, und ob er es weggeben könne, ohne einem Dritten Unrecht zu thun. Er hat, wie gesagt, viele Kinder; diese ist er, als Vater, schuldig, zu ernähren, zu kleiden und gehörig unterweisen zu lassen. Weil er aber mannichmahl Alles weggiebt, was er hat, so fehlt es diesen armen Kleinen bald an Diesem, bald an Jenem. Oft haben sie nicht satt zu essen, oft gebricht es ihnen an den nöthigen Kleidungsstücken, oft können sie mehre Monate lang nicht in die Schule gehen, weil ihr Vater das Schulgeld nicht bezahlen kann. Ich sage also: die Wohlthätigkeit

des Mannes ist unvernünftig; denn erst muß man sein eigenes Haus versorgen, bevor man freigebig gegen Andere sein darf.

Der nämliche Mann ist vielen Menschen schuldig; hier einem Schuster, dort einem Schneider, da einem Kaufmanne. Nun sollte er billig jeden Thaler, den er erübrigen kann, dazu anwenden, diese Leute zu befriedigen, und nicht eher einen Pfennig verschenken, bis er bezahlt hätte, was er schuldig ist. Aber was thut er? So oft ihm etwas Geld zufließt, und es stellt sich gerade Einer ein, der entweder wirklich ein mitleidswürdiger Armer, oder auch nur ein liederlicher Landläufer ist, der bloß deßwegen darbt, weil er nicht arbeiten will: flugs ist die Hand des schwachen Mannes in der Tasche, und er giebt weg, was er hat, ohne zu bedenken, daß er solche Almosen Denjenigen stiehlt, welchen er schuldig ist. Ich sage also abermahls: seine Wohlthätigkeit ist sehr unüberlegt und sehr strafbar zugleich; denn erst muß man gerecht sein, bevor man freigebig und großmüthig sein darf.

Derselbe Mann bekümmert sich auch nie darum, ob die Leute, welchen er so reichlich giebt, das Geschenkte gehörig anwenden, oder nicht; und es fügt sich daher oft, daß der Landläufer, dem er den Beutel

füllte, sich in die nächste Schenke setzt, und das Geschenk in Wein oder Brantwein versäuft. Ich sage deßwegen zum dritten Mahle: daß er auf eine unverständige und dumme Weise wohlthätig ist, weil durch seine Wohlthaten selten etwas Gutes gestiftet wird. Vernünftiger würde er handeln, wenn er den Leuten Gelegenheit gäbe, sich durch Fleiß und Geschicklichkeit Etwas zu verdienen; wenn er sich deßwegen jedes Mahl erst genau erkundigte, wie ihnen, nicht für den Augenblick, sondern für immer geholfen werden könne; oder wenn er endlich, um sicher zu sein, daß seine Almosen immer gut angewandt würden, Das, was er wirklich übrig hätte, in die öffentliche Armenkasse gäbe, deren Vorsteher die Pflicht haben, dahin zu sehen, daß nur Diejenigen Etwas erhalten, die von ihren Mitmenschen unterstützt zu werden verdienen.

Merkt euch dieses tadelnswürdige Beispiel, ihr Kinder, und spendet ihr künftig, wann ihr erst selbst Etwas erwerben könnt, eure Almosen auf eine bessere und vernünftigere Weise aus; das heißt: überlegt erst jedes Mahl, ob Das, was ihr geben wollt, auch wirklich das Eurige sei, und ob ihr es weggeben dürft, ohne Jemand Unrecht zu thun. Sucht auch eure Neigung zur Wohlthätigkeit nicht bloß

durch Geschenke, sondern vielmehr dadurch zu befriedigen, daß ihr den Nothleidenden mit Unterricht, Rath und Hülfe dergestalt unterstützet, daß er in den Stand gesetzt werde, sich seinen Unterhalt künftig selbst zu erwerben. Das ist die weiseste und beste Art von Mildthätigkeit.

Uebrigens, ihr Lieben, muß es euch völlig gleichgültig sein, ob Der, der eurer Hülfe bedarf, eures Standes, eures Volks und eures Glaubens sei, oder nicht. Der arme Bauer hat eben so gerechte Ansprüche an euren Ueberfluß, als der arme Edelmann; der Jude und der Türke — wenn sonst die Umstände gleich sind — eben so sehr, als der Krist. Der Eine ist so gut ein Mensch, als der Andere. Alle Menschen aber sind eure Brüder, und als solche haben sie alle ein gleiches Recht auf euer Mitleid und auf eure Hülfe.

Ja, auch gegen euer Vieh müßt ihr mitleidig sein. Denn auch die Thiere haben Empfindung von Schmerz und von Vergnügen; und wer wollte wol so unbarmherzig sein, sie ohne Noth elend zu machen! Hiezu kommt euer eigener Vortheil; denn wenn ihr euer Pferd übertreibt, euren Ochsen zu viel arbeiten lasset, oder ihnen nicht das nöthige Futter gebt, so macht ihr sie nicht allein zur Arbeit untüchtig, und

setzt euch in Gefahr, sie zu verlieren, sondern wenn Andere sehen, daß ihr gegen euer Vieh hart und grausam seid, so hoffen sie auch immer weniger von euch, und sind immer weniger eure Freunde, weniger geneigt, euch zu dienen. Auch werdet ihr finden, daß das Vieh selbst gewissermaßen dankbar gegen uns ist, wenn wir ihm das Leben angenehm zu machen suchen. Ein Hund, eine Katze, ein Vogel u. s. w. wissen ihre Wohlthäter recht gut von Andern zu unterscheiden, und suchen durch Folgsamkeit und Schmeicheleien ihnen wieder Freude zu machen. Von der Dankbarkeit eines Löwen wird eine sonderbare Geschichte erzählt; wollt ihr sie hören, Kinder?

Ach ja! ach ja! riefen die Kinder; und Ehrenreich erzählte:

Einem Römischen Statthalter in Afrika war ein Sklave, Namens Androkles, entlaufen. Dieser hatte sich, um nicht entdeckt zu werden, in einer Höhle im Walde versteckt. Da kam in dieselbe Höhle ein großer Löwe, der ganz entsetzlich brüllte, und den einen Fuß in die Höhe hob. Androkles glaubte anfangs, er wolle ihn zerreißen, und zitterte und bebte. Da aber der Löwe ihm nichts zu Leide that, sondern nur fortfuhr, zu brüllen und den Fuß aufzuheben, so wurde er endlich dreist ge-

nug, zu untersuchen, was doch wol dem Thiere fehlen möchte? Er fand, er habe sich Etwas in die Klaue getreten, und zog es ihm heraus. Darüber war der Löwe sehr erfreut und so dankbar, daß er dem Androkles nicht nur gar nichts zu Leide that, sondern ihm auch alle Tage von seinem Raube Etwas brachte, um seinen Hunger zu stillen.

Nach einiger Zeit wurde der entlaufene Androkles wieder erhascht, und sollte, wie es damahls der grausame Gebrauch war, zur Strafe seiner Entlaufung von wilden Thieren zerrissen werden. Man führte ihn schon auf den Platz, wo dieses geschehen sollte, und ließ einen grimmigen Löwen auf ihn los. Dieser kam brüllend ihm entgegen; aber in dem Augenblicke, da man erwartete, daß derselbe ihn zerfleischen werde, sah man auf einmahl die wunderbarste Veränderung. Statt ihn zu zerreißen, wedelte der Löwe mit dem Schweife, und blieb liebkosend bei ihm stehen. Alle Zuschauer erstaunten, und wußten nicht, wie das zuginge. Aber Androkles, der den Löwen für den erkannte, dem er einstmahls die Klaue geheilt hatte, erzählte ihnen die Geschichte. Da konnten Diejenigen, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, sich nicht enthalten, ihm das Leben und den dankbaren Löwen dazu zu schenken.

Nun, Kinder, bei dieser Erzählung könnt ihr euch recht lebhaft erinnern, wie gut es ist, auch gegen die Thiere mitleidig und wohlthätig zu handeln.

Damit ist nun aber gar nicht gesagt, daß wir die Thiere nicht dazu gebrauchen dürfen, wozu sie gut sind und wozu der liebe Gott sie uns gegeben hat! O nein! gebrauchen dürfen wir Alles; nur daß wir es nicht mißbrauchen. Es ist uns also erlaubt, die eßbaren Thiere zu schlachten und von ihrem Fleische zu leben; erlaubt und recht, die schädlichen Thierarten auszurotten, um sicher vor ihnen zu sein; aber wir müssen uns dabei hüten, irgend Etwas, was Leben und Empfindung hat, ohne Noth zu quälen, oder ihm gar um nichts und wieder nichts das Leben zu nehmen. Beides wäre grausam und strafbar; weil es ohne allen vernünftigen Zweck, und nur aus unmenschlicher Lust, zu quälen und zu morden, geschähe. — Folgender Denkspruch warne euch künftig vor jeder Unbarmherzigkeit gegen Thiere:

Mensch! quäle nie ein armes Thier zum Scherz;
Es hat Gefühl, wie du, für Freuden und für Schmerz.
Nimm auch dem kleinsten Wurm muthwillig nie sein Leben;
Er hat es nicht von dir, Gott hat es ihm gegeben.

Wenn ihr nun das Alles thut, was ich euch gelehrt habe, so werdet ihr gewiß ein glückliches Leben

führen. Zwar werdet ihr manchmahl Andern Dienste oder Gefälligkeiten erweisen, ohne einen sichtbaren Nutzen davon zu haben, weil nicht alle Menschen gut und klug genug sind, um dankbar und dienstfertig zu sein; aber laßt euch das ja nicht abschrecken, immer fortzufahren, gut zu sein und Gutes zu thun, und werdet ja nicht gleich hart und unfreundlich, wenn auch je zuweilen euch Einer mit Undank lohnen sollte. Besäet doch der Landmann sein Feld immer wieder, wenn auch einmahl Mißwachs eingefallen ist. — Auch das muß ich euch vorhersagen, daß ihr auf diesem Wege der Tugend und der Rechtschaffenheit zwar immer ruhig und zufrieden, aber doch nicht immer frei von Widerwärtigkeiten und Leiden bleiben werdet. Diese sind vom menschlichen Leben nun einmahl unzertrennlich. Euer Zustand wird aber doch im Ganzen immer glücklich sein. Ein Unglück, das ohne eure Schuld euch zustößt, wird viel leichter zu ertragen sein, als das, was ihr euch selbst zugezogen habt. Jedermann wird euch dann beklagen, und bereit sein, euch zu helfen. Seid ihr aber selbst Schuld daran, so verachtet und verspottet euch der größte Theil; Keiner hat Mitleid mit euch; die Wenigsten werden euch beistehen, und ihr werdet auch euer Unglück noch selbst durch

die schmerzlichsten und bittersten Vorwürfe vergrößern.

Mit diesen Worten stand er auf, und weil es schon spät war, so begaben sich Alle zur Ruhe.

Viertes Abendgespräch.

Von dem Gewissen und der Gottseligkeit oder Religion.

Ungeachtet Ehrenreich ein so rechtschaffener Mann war, daß er, wo er nur konnte, allen Menschen Freude zu machen suchte, so fehlte es doch nicht an bösen Leuten, welche ihn ins Unglück zu stürzen trachteten. Einer derselben, der auf seinen Tod hoffte, um alsdann sein Amt zu erhalten, konnte die Zeit nicht erwarten, da ihm der gute Greis Platz machen würde, und suchte ihm daher die Ungnade des Fürsten zuzuziehen, damit er seines Amtes entsetzt werde. Mit Wahrheit konnte er ihm nichts Böses nachsagen; er mußte sich also aufs Lügen legen. Es gelang ihm auch, den Fürsten zu bereden, daß Ehrenreich bei der Verwaltung seines Amtes ihn oft be-

trogen, und sich selbst dadurch bereichert habe; und der Fürst, der darüber aufgebracht wurde, wollte schon Befehl ertheilen, daß man den unschuldigen Mann ins Gefängniß werfen solle. Aber weil er sonst ein weiser und gerechter Herrscher war, so wußte er sich noch zur rechten Zeit zu mäßigen, und nahm sich vor, die Sache, wie es sich gebührt, erst gehörig untersuchen und dann nach den Gesetzen darüber richten zu lassen.

Indeß verbreitete sich schon das Gerücht, daß Ehrenreich, als ein Betrüger, abgesetzt und ins Gefängniß geworfen werden solle. Eine Nachricht von solcher Erheblichkeit konnte ihm selbst nicht lange verborgen bleiben. Er hörte sie, aber ohne in seiner Gemüthsruhe auch nur im geringsten dadurch gestört zu werden, und fand sich gegen Abend, als wenn nichts vorgefallen wäre, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit wieder bei der Linde ein. Gutwill war zwar auch herbeigekommen, aber in der Vermuthung, seinen unglücklichen Nachbar entweder gar nicht, oder doch wenigstens sehr niedergeschlagen und bekümmert zu finden. Wie mußte er sich wundern, da er den lieben Alten eben so heiter und vergnügt erblickte, als er ihn immer zu sehen gewohnt war!

Nun, bei meiner Treue! Nachbar, sagte er,

das begreife ich doch in der That nicht, wie ihr heute ein so vergnügtes Gesicht machen könnt! In solcher Gefahr, und doch so ruhig zu sein! Das ist mir zu hoch.

Wie so, lieber Gutwill, erwiederte der Alte; haltet ihr mich denn etwa auch für schuldig?

Ob ich euch dafür halte? Bei Gott! ich weiß, daß ihr so unschuldig seid, als ein Kind im Mutterleibe. Aber wenn der Fürst euch nun für schuldig hält? wenn ihr abgesetzt, ins Gefängniß geworfen werdet? und eure armen Kleinen hier —

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Guter, mitleidiger Mann! erwiederte Ehrenreich, und drückte ihm liebreich die Hand. Unser Fürst ist kein Tirann, er ist gerecht, er weiß, was er den Gesetzen schuldig ist, und wird daher gewiß nicht durch einen Machtspruch entscheiden wollen. Es wird daher auch keine Noth haben. Und wär's nun auch, daß die Lüge siegte, und der Fürst willkührlich handeln wollte: dünkts euch denn ein so erschreckliches Unglück zu sein, unschuldiger Weise einmahl ein wenig Unrecht zu leiden? Freund, wenns hier nur richtig ist (indem er auf die Brust zeigte) so hats keine Noth, so läßt sich Alles ertragen.

Liebe Kinder! (hier wandte er sich zu den Kleinen)

ihr versteht noch nicht, was ich jetzt gesagt habe; aber gebt Acht, ich wills euch erklären. Ich will euch sagen, warum ihr mich heute so ruhig seht, ungeachtet ich von einer großen Widerwärtigkeit bedrohet werde; damit ihr es auch sein könnt, wenn euch in eurem Leben einmahl etwas Aehnliches begegnen sollte.

Ihr habt gehört, daß Alles, was ihr thun sollt, euch bloß deßwegen befohlen wird, weil ihr dadurch euch selbst glücklich macht; und ich habe euch überall gezeigt, wie ihr euch dadurch glücklich macht. Aber von Einer Art von Glückseligkeit, die ihr euch erwerben könnt, wenn ihr allen meinen Ermahnungen folgt, habe ich euch noch nichts gesagt; und diese ist gerade diejenige, die ich selbst empfinde, und die mich bei der Gefahr, welche mich jetzt bedroht, wie ihr seht, so unerschrocken und so ruhig erhält.

Das ist ein gutes Gewissen oder das Bewußtsein unserer Unschuld. Ein köstlicher Schatz, ihr Kinder! So lange wir den besitzen, können wir nicht wirklich unglücklich sein, es mag uns auch gehen, wie es wolle. Haben wir ihn aber einmahl verloren, dann fangen wir an, wahrhaft elend zu sein.

Der Gedanke nämlich, daß wir Dasjenige, was wir leiden, uns durch unsere eigene Schuld zugezo-

gen haben, ist weit quälender, als Alles, was wir wirklich leiden. Das Bewußtsein hingegen, daß wir unsere Widerwärtigkeiten nicht selbst verschuldet haben, macht uns ruhig und getrost, so wie ihr es jetzt an mir seht.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an einen Mann, durch dessen Beispiel ich zuerst lernte, was für eine unschätzbare Sache ein gutes Gewissen ist. Es war ein Pfarrer, der nun schon lange todt ist, und dessen Unterrichte ich es größtentheils zu verdanken habe, daß ich schon als Jüngling die Tugend lieb gewann. Ein rechtschaffener Mann, und gewiß so klug und gut als Einer! Dieser hatte einmahl das Unglück, auf der Kanzel vom Schlage gerührt zu werden. Er kam zwar wieder zu sich, aber er blieb gelähmt, so lange er lebte. Ich besuchte ihn täglich, und ich gestehe es, ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, so oft ich den rechtschaffenen Mann da liegen sah. Aber wenn er anfing zu reden, so war in dem Augenblick alle meine Traurigkeit dahin. Er sprach von seinem Unglücke mit so vieler Gelassenheit; er erinnerte sich mit so vieler Freude an jede gute Handlung seines Lebens; er war so vergnügt, wenn er sah, wie zärtlich seine Frau, seine Kinder, seine Freunde um ihn

besorgt waren, daß man ihn unmöglich für unglücklich halten konnte, und daß man, statt ihn zu trösten, von ihm selbst getröstet wurde. Was weinet ihr? sagte er mit der heitersten Miene; ihr wißt ja, daß ich dieses Unglück mir nicht selbst zugezogen habe; es wird bald vorübergehen, wenigstens wird es mich nie ganz daniederschlagen, nie aller Glückseligkeit berauben. Seine Freudigkeit dauerte bis an den letzten Hauch seines Lebens.

Indem Ehrenreich so redete, kam ein Bedienter des Fürsten, und brachte ihm einen Brief. Er erbrach ihn mit vieler Gelassenheit, und las:

»Mein lieber Ehrenreich, ich habe euch beleidiget, indem ich einem niederträchtigen Verleumder einen Augenblick Glauben beimaß. Der Bösewicht ist entlarvt, und eure Unschuld gerettet. Vergebet eurem, seine Uebereilung bereuenden und euch aufrichtig schätzenden Fürsten.«

Nun, Nachbar, rief hierauf Ehrenreich aus, sagte ich nicht, daß unser Fürst ein gerechter Herr sei, und daß es so leicht keine Noth mit mir haben werde? Und gesetzt, es wäre ihm nicht gelungen, die Bosheit meines Verleumders zu entdecken, und er hätte dann aus Leidenschaft sich so weit vergessen, durch einen unbefugten Machtspruch über mich und mein

Schicksal zu entscheiden, so würde ich ihn und den Verleumder zugleich bedauert haben; ihn wegen seines Irrthums und wegen seiner Uebereilung, diesen wegen seiner Bosheit; mich selbst aber würde ich, auch im Gefängnisse und in Banden, für glücklicher, als Beide, gehalten haben. Seht, Kinder, so viel ist ein gutes Gewissen werth! Wer es hat, der besorgt nicht leicht etwas Böses; und widerfährt ihm dennoch etwas Unangenehmes, nun, so weiß er es mit Gelassenheit zu ertragen. Wünscht ihr euch nun eben diese Gemüthsverfassung, so bemüht euch, immer so gesinnt zu sein, und so zu leben, wie ich euch gelehrt habe.

Aber, Kinder — ich muß es euch aufrichtig gestehen — so freudig und glücklich, als mein Freund, der Pfarrer, mitten unter seinen Leiden war, und als ihr diesen Abend mich selbst gesehen habt, könnt ihr dennoch nicht werden, wenn ihr nicht noch mehr wisset, und mehr thut, als was ich euch bisher gelehrt habe. Ich habe euch nur gelehrt, wie ihr es anfangen müsset, um euch nicht selbst unglücklich zu machen. Aber es giebt so viele Fälle, die ihr nicht voraussehen, so viel Elend, das ihr durch eure Kräfte nicht abwenden könnt; und Unglück ist immer Unglück. Zwar ein unverschuldetes Unglück ist, wie ich

euch schon gestern sagte, weit weniger schmerzlich, und viel leichter zu ertragen, als dasjenige, was wir uns selbst zugezogen haben; aber schmerzlich ist und bleibt doch auch dieses immer.

Und nicht allein schmerzlich, wenn es da ist, sondern auch dann schon, wenn man es bloß befürchtet, bloß als möglich denkt. Wenn Einer seinen Garten bestellt, und denkt: wer weiß, ob der Fluß ihn nicht morgen überschwemmen wird? — wenn Einer sich des Abends zu Bette legt, und denkt: wer weiß, ob ich die Nacht nicht vielleicht von Räubern werde überfallen und ermordet werden? oder wer weiß, ob nicht diese Nacht mein Haus und alles das Meinige in Feuer aufgehen werden? — dann, o Kinder! wird ihm weder sein Garten, noch sein Haus mehr Freude machen können. Und wo ist ein Mensch, der ihm dafür bürgen kann, daß er dieses, oder ein ähnliches Unglück nie erleben werde? Und wenn das auch Einer könnte, wie fürchterlich müßte ihm doch immer die Erwartung des Todes sein? Ich baue meinen Garten vielleicht für Andere! Ich muß diese Nacht vielleicht mein Haus verlassen, mich von meinen Aeltern, von meinen Freunden, von Allem, was mir lieb ist, getrennt sehen! Und wie wird es dann mit mir werden? — Beobachtet Alles, was ich euch

bisher sagte, noch so genau: diese Furcht werdet ihr doch nie dadurch vertreiben können.

Aber freuet euch, es giebt ein Mittel, wodurch ihr sie vertreiben könnt! Etwas davon habt ihr, bald hier, bald da, schon gehört; aber es ist nöthig, daß ihr es recht wißt; denn nunmehr seid ihr in einem Alter, da ihr es schon fassen könnt.

Vernehmt also mit Aufmerksamkeit und Freude: — es ist ein Gott — ein großes, ein mächtiges und liebevolles Wesen, das uns und Alles, was da ist, erschaffen hat und erhält; das Alles weiß und Alles sieht, was wir denken und thun; das uns nie unglücklich werden läßt, wenn wir uns nur nicht selbst unglücklich machen! Das ist der Gott, der die schöne Sonne gemacht hat, die unsere Erde so lieblich erleuchtet und erwärmet; der im Frühlinge das Gras, die Blätter und die Blumen wachsen läßt, im Sommer alle die herrlichen Früchte und Gewächse, die uns ernähren und durch Wohlgeschmack erfreuen; der den Thau, den Regen und den Wind entstehen läßt, ohne welche nichts wachsen, nichts gedeihen würde; das der Gott, der die Erde für uns und die andern Geschöpfe zu einem so angenehmen Aufenthalte gemacht hat, auf dessen Befehl die Vögel so lieblich singen, die Quellen rauschen, die Blumen

duften, und bei schwüler Hitze die kühlenden Winde uns erfrischen müssen; das der Gott, der unsern Leib und seine Glieder so wunderbar gebildet, und unserer Seele das Vermögen, zu empfinden, zu denken und sich zu freuen, gegeben hat! —

Ein Gott, der uns so viel Gutes giebt, sollte der uns hassen, uns unglücklich machen können? Nein, Kinder, nimmermehr! Ihm also vertraut, und fürchtet nichts. Nichts geschieht ohne seinen allmächtigen Willen, und sein Wille ist, daß ihr glücklich sein sollt, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich macht. Nun können wir, wenn wir gute Menschen sind, beständig ruhig sein; können ohne Furcht und ohne Sorgen uns jeden Abend ruhig schlafen legen, weil ein so mächtiges und gütiges Wesen für uns wacht und uns beschützet.

Aber, lieber Vater, fragte Hänschen, wo ist denn Gott?

Er ist hier, mein Kind, antwortete Ehrenreich, hier und an allen Orten, ungeachtet wir ihn nicht sehen können. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

Wie weiß man denn aber, fragte Jakob, daß er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?

Höre, mein Sohn, antwortete Ehrenreich, hast du jemahls meine Seele gesehen?

Nein!

Aber glaubst du nicht, daß ich wirklich eine Seele habe, und daß sie hier zugegen sei?

O ja, das glaube ich.

Und warum glaubst du das?

Jakob besann sich einen Augenblick, dann sagte er: weil ich euch reden höre.

Weil du mich reden hörest? Aber das Reden verrichtet ja eigentlich nicht meine Seele, sondern mein Mund und meine Zunge, welche Theile meines Leibes sind. — Vielleicht, weil du mich vernünftig reden hörest? Weil du hörst, daß ich nicht bloß Töne ausspreche, sondern solche Töne, wodurch Gedanken angezeigt werden? Meinst du nicht das?

Ja, aber ich konnte es nur nicht so sagen.

Nun gut; du glaubst also, daß meine Seele hier zugegen sei, deßwegen, weil sie hier Etwas thut, Etwas macht, nämlich die Gedanken, welche von meinem Munde ausgesprochen werden. Wenn du nun erführest, daß auch Gott hier und an allen Orten in der Welt Etwas thue, Etwas mache; würdest du aus ebendemselben Grunde nicht überzeugt

sein müssen, daß auch er hier und an allen Orten zugegen sei?

Ja, das müßte ich, antwortete Jakob; denn wie könnte Einer an einem Orte Etwas thun, wo er nicht zugegen ist?

Du hast Recht, mein Lieber! Nun, so laß uns denn sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich Etwas thut, Etwas verrichtet? — Siehe einmahl hier diese große Linde an, die ihre Aeste und Zweige über uns nach allen Seiten weit ausstreckt. Wer hat die wol gemacht?

J, die ist ja aus der Erde gewachsen.

Freilich ist sie das; aber die Erde muß doch wol eine sonderbare Kraft haben, daß sie aus einem kleinen Samenkörnchen einen so großen Baum hervortreiben kann? Und wer giebt nun wol der Erde diese Kraft, Gras, Kräuter, Gesträuch und Bäume aus ihrem Schooße hervorzutreiben? Aus eigenem Vermögen kann sie das doch nicht thun. Denn sie ist ja todt, und ihr wißt, daß ein todtes, lebloses Ding gar nichts machen kann.

Mit Gunst! lieber Nachbar, fiel hier der ehrliche Gutwill ihm ins Wort; das ist doch wol nicht so ganz richtig. Seht einmahl hier diese Taschenuhr an; die ist doch auch ein lebloses Ding. Und kann

sie nicht dennoch Etwas machen? Dreht sie nicht selbst den Zeiger herum, der die Stunden anzeigt?

Das thut sie, guter Freund, erwiederte Ehrenreich; aber würde sie das jemahls von selbst gelernt haben, wenn kein Uhrmacher gewesen wäre, der sie so eingerichtet hätte? Im Grunde also ist es nicht die Uhr selbst, sondern vielmehr der Uhrmacher, der den Zeiger herumdrehet, ungeachtet er die Hand nicht mehr daran hat. Und wie lange würde eure Uhr gehen, wenn Niemand da wäre, der sie von Zeit zu Zeit wieder aufzöge? Vier und zwanzig oder dreißig Stunden, dann stände der Zeiger still.

Eben so, ihr lieben Kinder, ist es mit unserer Erde beschaffen. Nie würde sie von selbst die Kraft gehabt haben, Etwas hervorzubringen, wenn nicht Gott diese Kraft in sie gelegt hätte; und würde nicht diese Kraft augenblicklich wieder aufhören, wenn der unsichtbare Gott sie ihr nicht erhielte? Im Winter ist sie gleichsam todt, ist sie, wie ein abgelaufenes Uhrwerk, welches still stehet; aber mit jedem neuen Frühlinge zieht der unendlich weise und mächtige Schöpfer derselben das Uhrwerk gleichsam wieder auf, daß es von neuen gehe, von neuen Etwas wieder hervorbringe. Dann brechen Blätter und Knospen hervor; dann öffnet sich der Schooß der Erde,

daß Gras, Kräuter und Blumen in unendlicher Mannichfaltigkeit hervorsproſſen; dann ſteht rund umher die Natur in ihrer ganzen ungeſchwächten Jugendkraft wieder da, als wenn ſie eben erſt aus den Händen ihres Schöpfers gekommen wäre.

Aber nicht allein Dies, ſondern auch das bloß fortdauernde Daſein der Dinge, überzeugt mich von der ununterbrochenen Mitwirkung desjenigen Weſens, welches Alles hervorgebracht hat. Hörte dieſes Weſen einmahl auf, alle dieſe Dinge im Daſein zu erhalten, ſo würden ſie in demſelben Augenblicke wieder in ihr Nichts zurückſinken, oder aufhören, dazuſein. Gott wirkt alſo in jedem Augenblicke auf ein jegliches Ding in der Welt; folglich muß er auch bei einer jeden Sache zugegen ſein.

Freuet euch alſo, ihr Kinder, und beſorget, wenn ihr recht gehandelt habt, niemahls etwas Böſes, denn Gott iſt bei uns, wir mögen ſein, wo wir wollen, mir mögen ſchlafen oder wachen. Und dieſer Gott will uns gern glücklich machen, hier und in einem andern Leben nach dem Tode; wovon ich euch bald ein Mehres ſagen werde. Er fodert dafür nichts mehr, als daß ihr alles Das thut, was ich euch bisher gelehrt habe, und daß ihr dabei völlig auf ihn vertraut, und in allen euren Angelegenheiten zu ihm eure Zu-

flucht nehmet. Dieses, ihr lieben Kinder, hat mein Freund, der rechtschaffene Pfarrer, gethan, der, wie ich euch vorhin erzählte, bei der größten Krankheit, bis an das Ende seines Lebens so freudig und so glücklich war.

Er sagte mir oft: Ich würde in meinem Elende vergangen sein, wenn ich nicht zu meinem Gott ein volles Vertrauen gehabt hätte; aber, setzte er hinzu, wann ich betrübt werden wollte, so rief ich Gott an, so klagte ich ihm ingeheim meine Leiden, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, ich wurde nach jedem Gebete so ruhig, so vergnügt, als wenn mir nichts mehr fehlte.

So sagte mein Freund, und, Kinder, er hatte wahrlich Recht. Glaubet einem alten Manne, der es auch erfahren hat: das Gebet des Rechtschaffenen, der von Gott Alles erwartet, ihm allein vertraut, das Gebet ist nie unerhört geblieben. Wenn uns Gott auch schon nicht immer Das giebt, um was wir ihn bitten, so giebt er uns gewiß etwas Besseres — nämlich Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit mit unserm Schicksale, und die sicherste Hoffnung, daß wir künftig noch weit glücklicher sein werden.

Wie könnte er auch uns gerade Das geben, was wir bitten? Wir bitten oft sehr unvernünftig um

Dinge, die uns äußerst elend machen würden. Es war einmahl ein Bauer in dem nächsten Dorfe, der glaubte, es sei nichts besser, als Reichthum und vieles Geld. Vermuthlich hat er Gott auch oft genug darum gebeten. Dem mag nun aber sein, wie ihm wolle, genug, er erbte einmahl eine Summe Geldes von etlichen tausend Thalern. Sobald er das Geld hatte, verkaufte er seinen Bauerhof, und zog in unsere Stadt. Er arbeitete nun nicht mehr; seine Frau auch nicht; die Kinder wurden liederlich; die Alten tranken und spielten den ganzen Tag. Kaum waren etliche Jahre vorbei, so fingen seine liederlichen Söhne an, erst ihn, danach Andere zu bestehlen; der Eine wurde erwischt und aufgehängt; der Andere lief davon, und irrt nun in der Welt umher; die Mutter kam wegen allerlei Ausschweifungen und Liederlichkeiten ins Zuchthaus, und der Vater starb endlich in der äußersten Armuth. Was nützte diesem nun sein Geld? Um wie viel glücklicher würde er nicht gewesen sein, wenn er in seinem vorigen Stande geblieben wäre? Seht, Kinder, so wenig wissen wir oft, was wir wünschen!

Gott allein weiß, was uns glücklich machen kann, und den Rechtschaffenen und Guten macht er gewiß glücklich. Ich war krank; da rief ich: Gott, erbarme dich meiner; und Gott stärkte mich, daß ich meine Schmerzen ertragen konnte; es gefiel auch seiner weisen Güte, mich wieder gesund zu machen. Ich war arm; da fiel ich nieder und betete, und Gott half mir. Er schenkte mir Kraft und Gelegenheit, mich durch meine Arbeit von dem Mangel zu befreien, und ich arbeitete und dankte ihm, und wurde

getröstet und beruhiget. So gütig, Kinder, so barmherzig ist unser Gott, so lieb hat er uns! Und hätte er damahls, da ich ihn anrief, mich auch nicht von meiner Krankheit und von der Armuth befreiet, so würde ich deßwegen an seiner Güte doch nicht gezweifelt haben. Ich würde daraus geschlossen haben, daß es mir gut sein müsse, noch länger krank, noch länger arm zu sein; und dieser Gedanke würde mich beruhigt haben.

Denn oft, ihr lieben Kinder, ist es uns wahrhaftig gut, eine Zeit lang unglücklich zu sein. Wie Mancher wäre ein Bösewicht geworden, wenns ihm immer gut gegangen wäre! Das Glück macht leicht übermüthig; aber die Noth bringt uns wieder zum Nachdenken über uns und unsere Pflichten. Ich selbst, meine Lieben, würde gewiß viel schlimmer geworden sein, als ich bin, wenns mir, besonders in meinen jüngern Jahren, nicht zuweilen übel gegangen wäre. Aber weil ich sah, daß mir gemeiniglich etwas Schlimmes begegnete, so oft ich nicht recht gehandelt hatte, so dachte ich: sollst doch einmahl sehen, ob dirs besser gehen wird, wenn du nichts als Gutes zu thun suchest. Und von der Zeit an bin ich nie wieder wirklich unglücklich gewesen.

Zwar habe ich nachher auch wol manche Widerwärtigkeit erlebt, aber diese wurde mir viel leichter zu ertragen, als vorher, und ich merkte auch bald, daß dergleichen Unfälle, die ich mir nicht selbst zugezogen hatte, am Ende zu meinem wahren Vortheile ausschlugen. Ich hatte z. B. einmahl Gelegenheit, mit einem vornehmen Herrn bekannt zu werden, der über See reisen wollte. Dieser hatte mich so lieb ge-

wonnen, daß er mir versprach, mich zu einem reichen und angesehenen Manne zu machen, wenn ich mich entschließen könne, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Wer war bereitwilliger dazu, als ich? Schon wurden alle Anstalten zur Reise gemacht, als ich plötzlich in eine langwierige Krankheit verfiel. Das schien mir nun ein großes Unglück zu sein, und es fehlte wenig, daß ich in meinem Unverstande nicht wider Gott murrte. Denn der vornehme Herr, der nicht länger warten konnte, reisete nun ohne mich ab, und alle Hoffnungen, die er mir gemacht hatte, waren dahin. Ich war untröstbar. Aber was erfuhr ich nach einiger Zeit? Daß das Schiff, auf welchem ich mit fortreisen sollte, von Seeräubern angefallen und weggenommen worden sei, und daß man die ganze darauf befindliche Schiffsgesellschaft in die Sklaverei geführt habe. Da erkannte ich die Güte der göttlichen Vorsehung und meine eigene Thorheit, daß ich diese Güte hatte in Zweifel ziehen können. Seit der Zeit bin ich immer mit meinen Schicksalen zufrieden gewesen, wenn ich auch nicht allezeit begreifen konnte, wozu mir Dieses oder Jenes gut sein möchte.

Es würde auch in der That sehr vermessen sein, wenn man dies in jedem Falle zu begreifen verlangen wollte. Da müßten wir ja, wie der allwissende Gott, in die Zukunft sehen können, um zu wissen, was aus Diesem oder Jenem, welches uns begegnet, künftig einmahl folgen werde. Und das hat der gute Gott, aus sehr weisen Ursachen, vor uns verborgen.

Da ich in meinen jüngern Jahren auch einmahl ein Unglück erlebte, von dem ich nicht begreifen konnte, wozu es mir nützen würde, suchte mich ein

frommer und weiser Mann, der mehr Erfahrung hatte als ich, zufrieden zu sprechen. Er erzählte mir unter andern einen Traum, den ich nie vergessen werde, und an den ich nachher immer dachte, so oft mir etwas Widriges begegnete.

»Ob ich gleich,« sagte dieser mein ehrwürdiger Freund, »nichts eifriger suchte, als mich durch Rechtschaffenheit glücklich zu machen und Gott zu gefallen, so stieß mir doch auch einmahl ein Unglück zu, das mich außerordentlich schmerzte. In meiner Betrübniß fing ich an zu zweifeln, ob Gott auch wirklich für die Menschen sorge, und sie glücklich machen wolle? Dieser Zweifel preßte mir die bittersten Thränen aus, und mit Thränen im Auge schlief ich ein.«

»Da kam es mir im Traume vor, als ob ich auf einem Wege wäre, wo ich mich verirrt hätte. Ich stand einige Zeit, ohne zu wissen, wo ich hin sollte. Da kam ein Mann zu mir, der mir den Weg zu zeigen und mit mir zu gehen versprach. Ich folgte ihm. Er führte mich in das Haus eines Mannes, der uns sehr wohl empfing, und der beste Mann von der Welt zu sein schien. Als wir weggingen, sah ich, zu meinem Erstaunen, wie mein Begleiter einen schönen silbernen Becher, der auf dem Tische stand, mit wegnahm.«

»Am zweiten Tage kehrten wir bei einem bösen Menschen ein, der uns kaum eine Ecke in seinem Hause zum Obdach lassen wollte, und der nichts that, als fluchen und zanken — kurz, der ein recht gottloser Mann war. Bei dem ließ mein Führer den Becher stehen, den er dem guten Manne entwedet hatte.

»Am dritten Tage trafen wir wieder einen guten, frommen Mann an, der uns alle mögliche Gefälligkei-

ten erwies; dem steckte mein Begleiter das Haus an. Mich schauderte vor der Bosheit. Allein weil ich den Weg nicht allein finden konnte, mußte ich meinem Wegweiser folgen.«

»Dieser führte mich wieder zu einem vortrefflichen Manne, der die Gütigkeit selbst war. Mein Begleiter gab vor, er wisse den Weg nicht recht, und unser Wirth schickte seinen eigenen Sohn mit uns, damit wir ja nicht irre gehen möchten. Kaum aber waren wir auf eine Brücke gekommen, so stieß er den Sohn unsers gütigen Wohlthäters in den Strom hinab, daß er ertrank. Bei dieser abscheulichen That gerieth ich außer mir. O du Ungeheuer! rief ich, lieber will ich ganz allein umherirren, als länger an deiner Seite über einen Erdboden gehen, der dich alle Augenblicke zu verschlingen droht. — Da ich noch redete, umleuchtete mich ein Glanz, und mein Führer nahm eine übermenschliche Gestalt und Würde an. Ich fiel zu Boden. Er aber richtete mich auf, und sprach: Lerne die Wege der Vorsehung, deren Diener ich bin. Der Becher, den ich vor vier Tagen nahm, war vergiftet; darum entwandte ich ihn dem Guten, und gab ihn dem Bösen zur Strafe. Unter der Asche des Hauses, das ich in Brand steckte, liegt ein Schatz, den der wohlthätige Mann, der uns so gütig aufnahm, finden, und womit er viel Gutes stiften wird. Der junge Mensch aber, welchen ich in den Strom stürzte, würde in kurzen seinen Vater ermordet haben, und durch seine Laster die Qual seiner Mutter geworden sein. Verehre Gott, und überlaß dich ihm allein; aber hüte dich, die Wege seiner Vorsehung beurtheilen zu wollen!«

So erzählte mir mein Freund seinen Traum. Und wenn ihr einmahl ein wenig mehr Erfahrung bekommt, so werdet ihr an euch und an Andern tausend Beispiele sehen, wie ein anscheinendes Glück oft ein wahres Unglück ist, und hingegen viele Unglücksfälle die herrlichsten Wohlthaten Gottes sind.

Sollte aber auch nichts als Unglück über euch verhängt sein; solltet ihr im Elende sterben müssen: so wird euch, seid ihr nur ohne eure Schuld unglücklich, noch immer der Trost übrig bleiben, den nichts euch rauben kann; und diesen will ich euch nun bekannt machen.

Kinder, wir sind unsterblich; wir vergehen niemahls! Zwar dieser Leib von Fleisch und Knochen, der wird einmahl sterben und verwesen; aber wir selbst, die wir diese Leiber bewohnen, werden alsdann in ein anderes Leben übergehen, wo wir ganz glücklich, ohne Krankheit, ohne Schmerzen, ohne Mangel — ewig leben werden. Das hat uns Gott versprechen lassen, wenn wir hier Alles thun, was wir können, um recht gute Menschen zu werden. Diejenigen, welche das nicht thun, werden zwar auch ewig leben, aber es wird ihnen nicht wohl gehen, sondern sie werden da, wo sie alsdann hinkommen, für ihre Untugenden leiden müssen, um durch Leiden besser zu werden.

Zu einer andern Zeit, ihr Lieben, will ich euch sagen, woher ich Dieses weiß. Bis dahin glaubet mir auf mein Wort, oder seht vielmehr aus meinem ganzen Betragen, daß ich vollkommen davon versichert sein müsse. Ich bin nunmehr ein alter Mann, und mein Leib wird bald sterben müssen. Ach, Kinder! wüßte ich nun nicht, daß mein eigentliches

Ich, meine Seele, unsterblich ist; wüßte ich nicht, daß der gute Gott, der es mir schon hier in dieser Welt hat so wohl ergehen lassen, auch nach meines Leibes Tode sich meiner annehmen, mir helfen, mich glücklich machen wird: wie elend würde ich dann sein? — Aber ich weiß es, so gewiß weiß ich es, als ich jene Sterne am hohen Himmel funkeln sehe! Ich werde leben, und unendlich glücklicher leben, als alle Könige der Erde mich hier zu machen in Stande sind.

Auch ihr, meine Kinder, auch ihr werdet einmahl mir in jenes bessere, ewige Leben nachfolgen, wenn ihr euch bemüht, gute, rechtschaffene Menschen zu werden. Dann werden wir uns wieder sehen, uns wieder lieben, und die Freude über uns, über unser Glück und über den lieben guten Gott, der uns wieder vereinigte, wird von unendlicher Dauer sein.

Meine lieben Kinder! Laßt mich, o laßt mich diesen Trost mit in mein Grab nehmen, den Trost, daß ihr eurem alten Vater, eurem Freunde, der euch so treu, so herzlich liebte, in allen Stücken gehorchen, und euch dadurch derjenigen Glückseligkeit würdig machen wollt, zu der ich nun bald vorangehen werde. Sagt, ihr theuern Lieblinge meines Herzens, sagt, kann ich mich darauf verlassen?

Die Kinder stürzten wehmüthig in seine Arme, und druckten ihr Versprechen durch stumme Thränen aus. Da sagte Ehrenreich diese merkwürdigen Worte: *Wen Gott vorzüglich segnen will, dem giebt er fromme und gehorsame Kinder*; und die Herzen Aller zerflossen in sprachloser Empfindung.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 9.

Braunschweig 1831

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 978 -8/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259524-8